

Pädagogische Monatshefte.

PEDAGOGICAL MONTHLY.

Zeitschrift für das deutschamerikanische Schulwesen.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Jahrgang V.

April 1904.

Heft 5.

Erziehungswissenschaft und Erziehungspraxis.

Von Thos. H. Jappe, New York City.

(Fortsetzung.)

Mit herannahender Pubertät, mit der Zunahme des Bewusstseins, mit der gesteigerten Disziplin der Sinne wie des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, mit verbesserter Urteilsbildung, die allerdings durch Einprägung von Vorurteilen verschiedenster Art nur zu oft gelähmt wird, beginnt dann der definitive Charakter des jungen Menschen sich zu bilden. Dass dieser letzte Vorgang in richtiger Weise eingeleitet werde, und bei dem zeitigen Abgang der grossen Masse der Kinder aus der Schule auch wirklich richtig eingesetzt habe, ist die schwerste und wichtigste Aufgabe des Erziehers.

Denn kaum der Schulstube entronnen soll das junge Volk beginnen, seine Sinne und sein Urteil je nach der Berufstätigkeit zu spezialisieren, soll Energie besitzen, soll moralischen Charakter in bis dahin nur dem Namen nach gekannten Versuchungen zeigen, und soll sich seine Ideale bilden; ja er soll Selbsterkenntnis erlangen, die ohne Selbstbeobachtung gar nicht zu ermöglichen ist. Und letztere wiederum wird um so schwerer und unangenehmer für die meisten durch den Umstand, dass sie unter natürlichen Verhältnissen stets hinter unserm Tun und Treiben herhinkt. Sie ist zwar mit dem Handeln gleichzeitig denkbar, dann aber ein positives Hindernis für volle Energie und Hingabe an die vorliegende Tätigkeit, und also dann für den Durchschnittsmenschen unnatürlich und unerwünscht. Ihr ausgeprägtes Erscheinen bei eigentlichen Kindern ist jedenfalls als krankhaft zu bezeichnen.

Der gereifte Mann endlich soll so ausgerüstet sein, dass die schliesslich unvermeidliche Abnahme der Fähigkeit, Neues, event. Schwerverbindliches

zu seinem dauernden Eigentum zu machen, so weit als möglich hinausgeschoben werde; dass sein Gedächtnis und seine sonstigen Geistesgaben nicht vor eintretender Schwäche des Greisenalters abnehmen, und er erst im Tode selbst aufhöre, seine Empfänglichkeit für neue Vorstellungen sowie Interesse an denselben zu zeigen, was alles wir im gewöhnlichen Leben „geistig frisch bleiben“ nennen. Es ist mir gelegentlich so vorgekommen, als ob diese geistige Frische schon in der Schule ein für allemal umgebracht werden kann und wird, wenn die Schule nichts taugt.

Hoffentlich ermüdet es Sie nicht zu sehr, mit mir durch die Hauptmomente des schon berührten wichtigen Vorgangs der Apperzeption hindurchzugehen, im wesentlichen auf Grund von Karl Langes gleichnamiger Schrift, die ich Ihnen wohl nicht weiter anzupreisen brauche. Das erste ist selbstredend der rein *physische* Akt, dass etwas die Enden der Nerven eines oder mehrerer der äusseren Sinne trifft. Dadurch wird deren Tätigkeit erregt, womit das *physiologische* Moment beginnt; und diese Tätigkeit wird im allgemeinen um so lebhafter sein, je mehr Sinne der Eindruck getroffen hat. Dies ist für die Schule von grosser Wichtigkeit, insofern es lehrt, die ausschliessliche Inanspruchnahme eines einzelnen Sinnes tunlichst zu vermeiden; ich denke hier in erster Linie an das Gehör. Die Nervenregung nun pflanzt sich nach den zentralen Enden fort, die Ganglien werden erregt, und damit ist die Wahrnehmung oder Perzeption da; der rein physiologische Vorgang ist zu Ende. Findet sich dann in der Masse der im Bewusstsein auf- und niederwogenden Vorstellungen verwandter Gedankeninhalt, und erkennen wir die Ursache des neuen Eindrucks, so richtet sich der Wille, d. h. die Aufmerksamkeit darauf, womit andere Ideen zurückgedrängt werden, und also das dritte Moment, das *psychische* hinzutritt. Es setzt sich der Strom in den sensiblen Nerven nach dem vordern Teile des Gehirns, dem Orte der Apperzeption, fort, um von hier teils nach den sensiblen Nerven zwecks weiterer Prüfung des Neuen zurückzugehen, teils nach den in jedem gegebenen Falle in Dienst zu nehmenden Muskeln.

Die Zeit, die dies in Anspruch nimmt, wie klein sie auch sei, lässt sich messen, und sie ist weder für die verschiedenen Sinne, noch für verschiedene Individuen gleich. Besonders möchte ich abermals darauf hinweisen, dass Perzeption und Apperzeption sich nicht immer unmittelbar folgen, wenigstens nicht, wo es sich um geistiges Erfassen handelt. Lange meint, dass seien Ausnahmen, aber ich kann ihm darin nicht beipflichten. Denn viele können gar nicht apperzipiert werden, weil der verwandte Gedankeninhalt fehlt; viele nicht, weil der Wille dazu fehlt, sei es nun, dass habituelle oder hereditäre Schläffheit vorliegt, oder dass zeitweilige Erschlaffung eingetreten ist; von gelegentlichen Schwächezuständen, wie Zerstreuung oder Gedankenlosigkeit, gar nicht zu reden.

Ist aber die Disposition günstig, so ergeben sich als Resultate der voll-

zogenen Apperzeption folgende: 1. Eine Bereicherung oder Berichtigung der Kenntnisse; 2. Ein erwecktes Interesse für das betreffende Objekt; und 3. Eine Schärfung des oder der benutzten Sinne.

Bei öfterer Wiederholung dieses Prozesses gewinnen wir allgemeine Anschauungen, logische Begriffe, Gesetze und Regeln, die schliesslich auch unsere moralische Disposition beeinflussen und gelegentlich eine völlige Umkehr und Revolution in uns bewirken können. Ich erinnere Sie nur an anscheinend plötzliche und kaum erhoffte Änderungen im Wesen und Tun einzelner Schüler; desgleichen an Vorfälle in sogenannten „Revivals.“

Höher als die bisher ins Auge gefasste äussere Apperzeption steht natürlich die innere, wenn Ideen von schon vorhandenen Ideen- oder Gedankenreihen apperzipiert werden, wie z. B. in hervorragender Weise im Geiste des Dichters, Erfinders oder Forschers. Hierher gehört auch die Selbstbeobachtung, denn sie ist in der Tat nichts anderes als absichtliches inneres Apperzipieren.

Die kitzliche Frage nach der ersten Apperzeption eines Kindes, die ihre Schwierigkeiten hat, können wir füglich unberührt lassen, da wir es in der Schule glücklicherweise nicht mit Säuglingen zu tun haben. Wir können uns hier damit begnügen zu sagen, eine Apperzeption sei diejenige seelische Tätigkeit, mittelst derer Wahrnehmungen, Ideen oder Ideenkomplexe mit unserm vorherigen Geistes- und Gefühlsleben in Berührung gebracht, ihm assimiliert und so zu grösserer, event. grösster Klarheit, Aktivität und Bedeutung erhoben werden. Bis zur befriedigenden selbständigen Wiedergabe des so Erfassten ist dann nur ein verhältnismässig kleiner Schritt; was wirklich verstanden und zu eigen gemacht ist, das kann man auch ausdrücken. Und somit wären wir denn ganz von selbst zu Präsident Elliott's Definition des Prozesses und Zieles der Erziehung geführt, nämlich "to observe carefully, to judge clearly, to express accurately."

Systematisch fortgesetztes Apperzipieren ist daher gleichbedeutend mit geistiger Entwicklung, das Wort geistig hier im weitesten Sinne genommen. Aber freilich einen Wert für die konstante Beschleunigung und Erleichterung der Entwicklung hat nur die aus der willkürlichen Aufmerksamkeit resultierende aktive Apperzeption, nicht die aus unwillkürlicher hervorgehende passive, wo der Schüler beinahe gegen seinen Willen apperzipiert. Wir sehen Beispiele letzterer oft genug in der Schule, wo Kinder etwas lernen "in spite of themselves," wie man sagt; sie hatten kein Interesse an dem Neuen, es blieb aber doch etwas davon hängen.

Das bei der aktiven Apperzeption notwendig vorauszusetzende Interesse enthält, wo es voll vorhanden ist, folgende drei Elemente:

1. Es muss dem Neuen, das erfasst werden soll, irgend welche, wenn auch beschränkte Kenntnis von Verwandtem entgegenkommen;
2. Der Gegenstand muss sich im Vordergrund des Bewusstseins befinden, derart

dass die Aufmerksamkeit ungeteilt ist; und 3. das Neue muss Gefallen erregen, so dass Erweiterung der Kenntnis gewünscht wird.

Nun ist aber das Interesse nicht immer voll vorhanden, wie sich aus den in der Schule gebotenen drei Arten von Neuem ergibt:

1. Manches ist nur zum Teil neu, war schon früher mehr oder weniger unvollständig vorgekommen, so dass es sich vielfach nur um Ergänzung und Berichtigung des bezweckten Wissens handelt. Und da hat der Pädagoge nicht selten eine recht unangenehme, wenn auch höchst wichtige und wohlthätige Aufgabe; ja, es gibt Leute, die vielleicht mit Recht behaupten, dies sei seine allerwichtigste Aufgabe.

2. Manches, besonders im Anschauungsunterricht, lässt sich allen Kindern sehr anziehend machen, sodass die mehr oder minder rückständigen Wenigen von den Vielen einfach mit fortgerissen werden, und die gewünschte allgemeine Vermehrung der Kenntnisse mit Leichtigkeit zu erreichen ist.

3. Manches endlich interessiert nur wenige, oft schon, weil es sich wohl erklären, aber nicht gut für die äusseren Sinne, also durch Bilder, Objekte, Töne, etc., illustrieren lässt, während es doch im Rahmen des Unterrichts gefordert wird und gefordert werden muss. Da greift man denn zu allerlei z. T. zweifelhaften Hilfsmitteln,—vergleichen Sie z. B. Shaw's School Devices, Educat. Foundations, Juni, 1901,—wirkt auf die Gefühle, erzeugt künstlichen Enthusiasmus oder Ehrgeiz, worauf ich hier nicht näher eingehen kann.

Die Hauptsache ist, dass es sich bei dieser Art von Neuem nicht bloss, wie bei den beiden andern, um eine wünschenswerte Vermehrung der Kenntnisse, sondern um den Willen, die Selbstbeherrschung, den sittlichen Ernst und also im letzten Ende um das allerwichtigste, die Charakterbildung, handelt. Denn ohne guten Willen gibt es keine erspriessliche Selbsttätigkeit des Schülers, und dann ist in diesem Falle wenig zu machen; da muss schon mit Hilfe der beiden ersten Arten von Neuem vorgearbeitet worden sein.

Dort lässt sich eher das Bewusstsein des Könnens und Wissens, die Freude am Gelingen und die Entschlossenheit zum Versuchen der erworbenen Kraft an Schwererem erzeugen, die das Lebelement der Selbsttätigkeit bilden.

Der Wille äussert sich als das Begehren von etwas, das wir auf Grund einer im Bewusstsein befindlichen Kausalreihe als erreichbar ansehen; ist solches Begehren mehrfach von Erfolg begleitet gewesen, so gewinnen wir Mut und Selbstvertrauen, uns an Weiteres, Schwereres zu wagen, während im entgegengesetzten Falle Zweifel und Verzagtheit erfolgen. Der auf Selbstvertrauen beruhende Wille zur Tätigkeit ergibt aber die bei weitem beste Aufmerksamkeit.

Diese Aufmerksamkeit immer zu haben, ist der ideale Wunsch des

Lehrers; aber er muss sich nur zu oft mit Aufmerksamkeit begnügen, die in der Neugier ihre Quelle hat. Sie ist immerhin besser als gar keine und mag gelegentlich über eine Periode der Erschlaffung weghelfen; von längerer Dauer kann sie naturgemäss nicht sein, dient auch nicht notwendig der Entwicklung des Intellekts, und jedenfalls nicht der des Charakters. Wertvoll hierfür, weil dauerndes Interesse erzeugend, ist nur das Gefühl der Befriedigung, welches der Erfolg, die glückliche Ueberwindung von Schwierigkeiten, im Gefolge hat.

Dabei mag bisweilen Täuschung mit unterlaufen; der Schüler denkt wohl mal, er habe eine Regel erfaszt, eine Erklärung begriffen, und es stellt sich nachher heraus, dass ihm die Hauptsache entging. Da heisst es dann, ihn nicht unnötig entmutigen, sondern ihn event. auf Umwegen zum rechten Verständnis führen, soweit das innerhalb seines geistigen Horizonts liegt.

Streng genommen gibt es innerhalb der Schuljahre ja doch nur unvollkommenes Erfassen, sei es allein mit dem Gefühl oder der Phantasie oder dem Verstande, von ferne in seiner Einseitigkeit vergleichbar dem des Dichters, Malers, Botanikers, etc. Zum volleren Erfassen bringt uns erst eine abgerundete Erziehung zusammen mit der direkten Erfahrung des späteren Lebens, und vollends systematisches, logisches, sagen wir philosophisches Erfassen ist nur wenigen je beschieden. Ich darf Sie hierbei wohl an Schopenhauers Schätzung der grossen Masse der Menschen erinnern.

Es kommt, wie gesagt, vor allem darauf an, dass der Schüler das frohe Gefühl des Erfolges habe, dass er also zu erfolgreicher Selbsttätigkeit geführt werde. Bedauernswert sind in der Tat die Schüler, die dies Gefühl nicht kennen, einerlei durch wessen Schuld; nicht minder beklagenswert aber auch jeder Lehrer, der viel derartige Schüler hat. Es mag das ja in manchen Fällen an ihm selber liegen, wenn er eben völlig seinen Beruf verfehlt hat, oder für die ihm vorkommende Altersstufe nicht passt, oder seine Tätigkeit nur als eine zwar unangenehme, aber nützliche zeitweilige Erwerbsquelle ansieht. Liebt er dagegen seinen Beruf, so wird er selbst bei geringem Talent unter leidlich günstigen Umständen noch viel Gutes stiften und demgemäss Erfolg erzielen. Hat er noch Talent oder gar Genie dazu, und ist also jedenfalls keine blosser Unterrichtsmaschine, sondern wirkt auch sittlich und charakterbildend, so wird die Schuld an gelegentlichem Misserfolg andern Faktoren zuzuschreiben sein.

Ich will von diesen nur einen berühren, nämlich das Schülermaterial, welches in unserer Einheitsschule naturgemäss sehr gemischt ist; auf andere, wie die soziale Herkunft und Stellung der Lehrenden, ihre durchschnittliche allgemeine Bildung im Gegensatz zu dem, was für Examina gelernt wird, die Dauer und Sicherheit resp. Unsicherheit ihres Dienstes,

ihre Behandlung durch Vorgesetzte und Eltern, ihr Quantum an praktischem Sinn, u. s. w., verbietet es sich hier einzugehen.

1. Ungünstig ist schon die Mischung so vieler Nationalitäten und Rassen, die erst zu einer Einheit verschmolzen werden sollen, was die meisten der einseitig anglo-amerikanisch angelernten Lehrkräfte ganz und gar nicht im rechten Sinne zu tun verstehen; mir wohl bekannte rühmliche Ausnahmen bestätigen bloss die Regel. Durch z. T. ganz schamloses Paradien ihrer spezifisch anglo-amerikanischen Vorurteile schaden manche mehr als sie und andere nützen und wieder gutmachen können.

2. Die Schüler sitzen oft mit sehr verschiedener geistiger wie körperlicher Reife in einer und derselben Klasse, wofür die Schule keineswegs immer zu tadeln ist, und bei Versetzungen spielt bald das positive Wissen, bald das Betragen eine zu grosse Rolle. Daher ist notwendig vieles den einen langweilig, oft schon durch die Art der Behandlung des Stoffes, was die andern noch interessieren kann, weil ihnen neu und angepasst; und umgekehrt, ein Teil versteht schon, wo der andere es noch nicht vermag.

3. Die natürlichen Anlagen und Neigungen gehen unendlich weit auseinander, sind nicht selten in ein und demselben Kinde fast widersprechender Art, und nicht jedes wird erkannt in seiner Eigenart, denn schnelle Erkenntnis der verschiedenen Individualitäten ist nicht jedermanns Sache, und in der rechten Weise zu diskriminieren ist noch schwerer. Dies vermehrt denn die Zahl der Fehlschläge ganz beträchtlich.

4. Verschiedene Ernährung, Lebensweise, häusliche Erziehung, resp. Nichterziehung, sowie erbliche Belastung der einen oder andern Art machen vielfach die Schüler einer und derselben Klasse ganz disparat, und die etwa nicht sehr phlegmatische Lehrkraft disparat. Setzen Sie z. B. folgenden Fall, wie er Ihnen in jeder Grossstadt vorkommen kann. Es bestehe eine Klasse zu einem Drittel aus Kindern, womöglich noch beider Geschlechter, des respektablen kleinen Mittelstandes, der zwar den guten Willen hat, dass seine Kinder etwas lernen sollen, aber nicht viel für sie tun kann; zu einem Drittel aus Kindern der allerniedrigsten Mietskasernen-Bevölkerung, die sich in unsern grössern Städten fast nirgends mehr auf einen bestimmten Stadtteil beschränkt; und im letzten Drittel aus Kindern von Leuten, die ihre Sprösslinge eigentlich für die öffentliche Schule für zu gut halten, aber nicht in der Lage sind, die Preise der fashionablen Privatschulen zu bezahlen, da sie sonst schon bis zur äussersten Grenze ihrer pekuniären Mittel leben. Wer aus dieser Mischung etwas macht, der verdient als zauberisches Lehrgenie verherrlicht und belohnt zu werden; im entgegengesetzten Falle ist er als Märtyrer zu beklagen. Kaum brauche ich hinzuzufügen, dass wie es Wunderkinder gibt, so auch unter den 425,000 Lehrkräften der Union sich einzelne erstaunliche Genies finden; aber nach diesen die übrigen abzuurteilen wäre noch schlechter, als einiger Monstra wegen alle zu verdammen.

Wo sich mehrere Klassen desselben Grades in einer Schule befinden, ist solche Mischung der Elemente leicht zu vermeiden; und bedauerlich bleibt sie immer, denn die Folge davon ist gemeinlich, dass die betr. Lehrkraft, auch ohne besondere "pets" zu haben, sich ausschliesslich den ihr kongenialeren Kindern widmet,—nur zu oft sind das etwelche von den Mädchen,—während den andern ihre Schulzeit mehr schadet als nützt. Die Schule des Lebens wird für diese nur so viel härter, wenn sie nicht ganz darin zu Grunde gehen; und das sind leider gar zu viele.

Gerade hier in diesem Lande ist es von der grössten Wichtigkeit, dass die Kinder zeitig auf die Bildung eines festen Willens und sittlichen Charakters hingeletet werden, einerlei wie viel positives Wissen sie dabei erlangen, und dazu führt vor allen Dingen die richtige Disziplin. Ich meine nicht die der militärischen nachgeahmte Schwindeldisziplin, die allerdings für die Schulprediger die bequemste ist; auch nicht diejenige, wo die ärgsten "ring leaders" zu Aufsehern der andern gemacht werden, wie man es gelegentlich wohl in Straf- und Korrekptionsanstalten macht; auch nicht diejenige, welche den Teufel durch Beelzebub austreibt, also schlechte Eigenschaften wie Eitelkeit, krankhaften Ehrgeiz und Grössenwahn züchtet, um die allergewöhnlichste Roheit und Gemeinheit bloss für die Schulstunden einzudämmen. Denn auf die Dauer ausgerottet werden sie dadurch nicht, sie werden vielmehr, um im Bilde zu reden, auf Eis gelegt und halten sich dabei ausgezeichnet. Andererseits wollen wir auch nicht die barbarische Zucht z. B. der Zeit Luthers oder Elizabeths von England.

Vielmehr soll das Bestreben sein, die Kinder auf ihre früh eintretende Verantwortlichkeit hinzuweisen, auf ihre Pflichten gegen Eltern, Schule und Staat; damit also ihre zunächst rein persönlichen, sinnlichen Interessen in ethische zu verwandeln; ihnen zu zeigen, dass das Interesse der Gesamtheit, d. h. in erster Linie der Klasse und Schule, der gegenüber das Individuum nichts bedeutet, sobald es opponieren will, zugleich ihr eigenes bestes Interesse ist; dass sie durch treue Pflichterfüllung nicht etwa ihren Lehrern und Angehörigen einen Gefallen tun, sondern indirekt sich selbst den grössten Dienst erwiesen; dass überhaupt kleine Dienste und Gefälligkeiten nicht arge Pflichtversäumnisse gutmachen können, was vielfach sogar noch der Standpunkt Erwachsener dem von ihnen geglaubten Gotte gegenüber ist.

Der Lehrer hat hierbei zwei Tätigkeiten zu vereinigen, die sich auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen, nämlich einerseits die überwiegende Wichtigkeit der Gesamtheit, also zunächst der ganzen Klasse oder Schule als einer Einheit zu betonen, andererseits den Individuen gegenüber behutsam zu diskriminieren und nicht nach jeder Richtung hin alle über einen Kamm zu scheren.

(Schluss folgt.)

Zur gesetzgebenden Grammatik.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Von Dr. Edwin C. Roedder, Assistant Professor of German Philology, University of Wisconsin.

(Schluss.)

Sehr böse ist Wustmann auf den Apostroph zur Bezeichnung des Genitivs in Ausdrücken wie Voss' Luise — Brockhaus' Lexikon; er nennt ihn hier lächerlich, weil er nicht auszusprechen sei. Ist dem aber wirklich so? Sprechen hier nicht sehr viele Deutschen eben ein gelängtes s, das dem doppelten s in den romanischen und skandinavischen Sprachen entspricht, und bei dem der Laut gewissermassen in zwei Hälften, mit einer leichten Druckgrenze in der Mitte hörbar wird? Das Alemannische bietet hiezu eine Parallele mit seinem gelängten n, wenn für „in den Hof“ in Hof gesagt wird. Ebenso ist es ganz leicht, bei einem Genitiv wie Busch' das s hören zu lassen.

Für die Pluralbildung Herzöge galt natürlich nicht die Analogie Trog—Tröge, sondern etwa eine Bildung wie Bischöfe. Überhaupt ist es merkwürdig, die Analogiewirkung aus Reimspielereien herleiten zu wollen.

Bei Ort (S. 21) macht man wenigstens in Süddeutschland heute noch den Unterschied, dass der Ort=Platz den Plural Orte, das Ort=Dorf Oerter bildet.

Unrichtig ist auf S. 25 die Behauptung, die Adjektiva hätten in der schwachen Deklination, wie die Hauptwörter, nur die Endung e n; im Nominativ des Singulars haben sie in allen Geschlechtern e.

Wenn bei deutlich bezeichnetem Genitiv eines Hauptwortes in der Einzahl das begleitende Adjektiv in die schwache Flexion übergetreten ist, wenn man also heute statt früheren „gutes Mutes“ guten Mutes sagt,—eine Bildung, die Wustmann ausrotten möchte, weil „Sprachkundige“ des 17. und 18. Jahrhunderts dagegen ankämpften,—so ist das die letzte Konsequenz des Obsiegens eines formalen Prinzips, wo früher ein wortbildendes gegolten hatte. Heute steht hier die schwache Flexion durchgängig, wenn der Genitiv durch ein vorausgehendes Bestimmungswort oder ein nachfolgendes Hauptwort kenntlich gemacht ist; sonst die starke; also muss man sagen grosses (nicht grossen) Helden, da die schwache Form Akkusativ der Einzahl oder Dativ der Mehrzahl sein könnte.

Falsch ist es wieder, wenn auf S. 31 gesagt wird, die schwache Form des Adjektivs sei endgültig durchgedrungen hinter den besitzanzeigenden Adjektiven. Es heisst doch mein lieber Freund, unser jüngstes Kind. Die schwache Form steht nur nach flektiertem Possessiv. Nicht ganz dem Sachverhalt entspricht die Darstellung, dass im Nominativ und Akkusativ des Plurals nach viele, manche, einige u. s. w. starkes Adjektiv stehe; süddeutsch heisst es: viele jungen Leute, manche bitteren Erfahrungen. Dass es keinem Zweifel unterliegen soll, dass nach dekliniertem Zahlwort (zweier, dreier) das starke Adjektiv (zweier grosser Völker) den Vorzug verdiene, steht in direktem Widerspruch mit Wustmanns Erklärung, dass die schwache Form vorzuziehen sei, wenn das vorausgehende (flektierte) Wort eine bestimmte Menge bezeichne; sind z w e i V ö l k e r nicht eben so gut eine bestimmte Menge als a l l e V ö l k e r?

Reste der schwachen Form substantivierter Adjektive und Partizipien finden sich noch viel zahlreicher als auf Seite 32 in Zusammensetzungen wie *Gelehrtenversammlung, Beamtenwahl*.

Sehr viel milder als in der ersten Auflage ist die Ausdrucksweise in den Abschnitten *lieben Freunde oder liebe Freunde?* und *Wir Deutsche oder wir Deutschen?* Falsch ist es im letztgenannten, dass der Singular die starke Form verlange; wir sagen wohl *ich Armer* (männlich) und *ich Arme, mich Arme* (weiblich), aber sonst schwach *mir Armen* (männlich und weiblich), *mich Armen* (männlich). Im Nominativ musste die starke Form eintreten, als durch das Zusammenbrechen der Vollvokalendungen in spätmittelhochdeutscher Zeit der Unterschied im Geschlecht verwischt zu werden drohte.

„Ein Vercin von Künstlern; erst durch das von entsteht ein erkennbarer Genitiv (S. 38). — ein auf irgend eine Weise erkennbar gemachter Genitiv (eine Menge von Menschen) der abhängige Genitiv von Menschen (S. 95).“ In all diesen Fällen handelt es sich natürlich nicht um einen Genitiv. Gemeint ist, dass hier von mit dem Dativ dieselbe grammatische Beziehung ausdrückt wie sonst der Genitiv. Dass die genannte Verbindung ein Genitiv sei, ist eine schülerhafte Anschauung.

Eine Bildung wie grösstmöglichst (S. 42) ist allerdings nicht schön, weder wohlklingend noch logisch. Solche Formen entspringen aber einem „sprachlichen Drange, der für eine gewisse Funktion das typische Zeichen auch da anzuwenden sucht, wo dasselbe bereits anderweitige Verkörperung erfahren hat.“²⁰ So steht neben dem alten Komparativ fort die Weiterbildung *fürder*; so ist auch der Superlativ zu *einzig* zu erklären.

Die Genitivbildungen *unserer, eurer, statt unser, euer*, erscheinen in jeder Stilart; erinnern wir uns nur an Tells „Und Eurer, wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt!“ Die Formen sind nicht unlogischer als *meiner, deiner, u. s. w. statt mein, dein*, die selbst wieder analogisch zu *unser, euer* gebildet worden sind. Wir können hier einen vollständigen Kreislauf in der Analogiewirkung beobachten.

Die flektierten Formen *jemandem, niemandem, jemanden, niemanden* werden in absehbarer Zeit die unflektierten *jemand, niemand* verdrängen. Darüber sollte sich Wustmann doch eigentlich freuen; sind sie doch ein Zeichen, dass das Gefühl für die Flexion nicht im Schwinden ist. Tatsächlich erstarkt das Gefühl immer mehr; selbst die Verwendung des Genitivs, der dem Untergang in absehbarer Zeit geweiht schien, nimmt wieder zu.

Der Gebrauch von *ein* statt etwas in *ein Schönes, ein Wunderbares*, sollte dem höheren Stile vorbehalten sein; da aber besteht er zu Recht (vgl. „Bald werden sie ein Weiteres von mir hören.“ (Schillers Tell IV, 1).) *Ein* ist hier gar nicht der unbestimmte, sondern ein Rest des einzelnden Artikels, wie er auch noch vorliegt in der Fügung „Das konnte ein Bismarck, aber kein Caprivi.“

Wustmann verurteilt die Ordinalbildung *hundertundeinte*; warum, erfährt man nicht. Ist aber *hundertunderste* logischer? Dieses stimmt zum Englischen, die Neubildung zum Französischen; organisch sind beide Formen berechtigt.

²⁰ Vgl. Behaghel, Die Syntax des Heland, Leipzig 1897, S. 11.

Komisch dürfte in manchen Teilen Deutschlands folgender Satz (S. 67) lauten: „Bei Pate unterscheidet man den Paten und die Pate, je nachdem ein Knabe oder ein Mädchen gemeint ist.“ Vielerorts kommt es auf das Geschlecht des Täuflings gar nicht an, und in Franken haben die meisten Kinder einen Paten und eine Pate.

S. 69 heisst es, für Zusammensetzung mit Femininen gebe es nur zwei Möglichkeiten, das Binde-e n und den verkürzten Stamm. Das schliesse Fälle wie Gänsefuss überhaupt aus; diese werden S. 73 gestreift. Dazu gehört auch das völlig richtig gebildete Blütezeit, das Wustmann in der Anmerkung für falsch erklärt; denn mittelhochdeutsch heisst es *diu bluot*, der blüete. Die Blütezeit ist nicht die Zeit des Blühens einer einzelnen Blume oder irgend einer Erscheinung auf geistigem Gebiete, sondern die Zeit, da alle Blumen blühen.

München, das auf S. 83 als slavischer oder slavisch-deutscher Ortsname gilt, ist ein echt deutscher Dativ des Plurals.

Um seine Verurteilung von Fügungen wie „Die Anschauung ist eine völlig verkehrte“ noch weiter zu begründen, hätte Wustmann (S. 90 ff.) auch auf das einfache Mittel hinweisen können, solche Sätze in den Plural umzusetzen; bleibt das Prädikat auch dann flektiert, dann ist die Fügung mit ein im Singular berechtigt; sonst ist sie zu verwerfen.

Dass in Sätzen wie „Sowohl Frankreich als auch Deutschland entwickeln sich sozialistisch“ der Plural im Prädikat (S. 97) durchdringen wird, darf man als sicher annehmen. Man hat hier eben das Gefühl, dass die beordnenden Fügewörter zusammen so viel heissen wie und.

Auf welcher als Relativ ist Wustmann besonders schlecht zu sprechen; er weist es ganz und gar der Papiersprache zu. Dies stimmt aber insofern nicht, als es auch mundartlich in Relativsätzen belegt ist. Bedingte Gnade lässt er walten, wenn es zur Einführung eines Relativsatzes dienen soll, der einem vorausgehenden Relativsatz untergeordnet ist. Eine solche Unterscheidung ist aber rein willkürlich. Berechtigt ist es ohne Zweifel, zwischen der und welcher zu wechseln. Eine nicht allgemein bekannte, auch von Wustmann nicht erwähnte Tatsache ist die Abneigung der Süddeutschen gegen welcher als unbestimmtes Fürwort. Ihnen klingt eine Satzfolge wie diese geradezu greulich: „Hast du Federn? ich brauche welche. — Ja, hier sind welche; nimm dir welche.“ Der Süddeutsche, der nicht „angepreusselt“ ist, lässt in all diesen Fällen das welche einfach aus.

„Einer der schlimmsten Unfälle, der uns betroffen hat“ (S. 126) ist zwar wieder unlogisch, aber psychologisch gerechtfertigt. Wer so sagt, denkt tatsächlich nur an das eine Ereignis. Weniger verzeihlich wäre „einer der schlimmsten Unfälle, der uns betreffen kann“; hier denken wir an die Zukunft und verschiedene Möglichkeiten. Interessant ist es übrigens, dass Macaulay, der besten englischen Stillisten einer, die Fügung unbedenklich verwendet. — In dem Satze „eine der grössten Schwierigkeiten für das Verständnis unserer Vorzeit, die meist gar nicht gewürdigt wird“ bezieht sich das Relativ nur auf Vorzeit, nicht auf eine; hier ist zur Verdeutlichung das Einfügen von und zwar unerlässlich.

S. 131 Z. 9 v. u. lies weglassen statt weggelassen. Meines Wissens der einzige Druckfehler des ganzen Buches.

Warum soll trotzdem nicht Konjunktion sein dürfen, so gut wie indem, seitdem? Wer sind die „vielen“, die das Bedürfnis nach einem Unterschied zwischen trotzdem und trotzdem dass noch fühlen

(S. 132)? Gebraucht man nicht auch seitdem als Konjunktion wie als Adverb?

Und warum sollen Bedingungssätze oder vielmehr warum soll das sehr oft eine Bedingung bezeichnende *wenn* (S. 133) nicht in adversativem Sinne verwendet werden? besonders wenn damit stilistische Feinheiten zu erzielen sind?

Im Nebensatz das Hilfszeitwort (haben und sein) zu unterdrücken (S. 134 ff.) sollte dem höheren Stile und vorab der Poesie vorbehalten sein; die aber dürfen auf dies Vorrecht bestehen. „Die Feuerwehr löschte die Flammen, nachdem sie beträchtlichen Schaden angerichtet,“ las ich neulich in einer Zeitung. Wer? darf man da fragen. Vielleicht die Feuerwehr selbst durch Unachtsamkeit und Ueberflutung der Zimmer? Wohin übrigens die leidige Angewohnheit führt, hinter jedem partizipähnlichen Worte nach einem ausgelassenen Hilfsverb zu schnüffeln, zeigt eine wahrhaft ungeheuerliche Erklärung von Schillers schönen Versen in der Huldigung der Künste: „Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande; wo man beglückt, ist man im Vaterlande.“ In die zweite Person umgesetzt, heisst dies natürlich „wo du beglückst, bist du im Vaterlande.“ Und was hat ein Banause von Erklärer daraus gemacht? „Wo man beglückt ist, ist man im Vaterlande.“ Lateinisch, ubi bene, ibi patria. Kann man sich eine schändlichere Entweihung des Dichterwortes vorstellen?

„Das Belegen der Plätze, um sie Späterkommenden zu sichern, ist verboten,“ enthält nach Wustmann ein falsches *um* (S. 159). Weitere Aufklärung gibt er nicht. Soll man sagen zum Zweck, sie u. s. w.?

„In frühern Jahrhunderten war die Sprache unsers Volks so voll überquellenden Lebens heute ist sie so tot und starr (S. 179).“ Kommentar überflüssig.

Unter einem *Shakespearedrama* (S. 190) sollte man sich allerdings ein Drama denken, das Shakespeare zum Helden, und keins, das ihn zum Verfasser hat. Zwischen *Bismarckbeleidigungen* und *Beleidigungen Bismarcks* gab es einmal einen tatsächlichen Unterschied. Wenigstens schrieb einst, ich glaube es war die Frankfurter Zeitung: „Das ist nun freilich keine Beleidigung Bismarcks, aber es ist eine Bismarckbeleidigung und darauf steht Strafe.“ Das Wort ist ganz offenbar als Gegenstück zu Majestätsbeleidigung gebildet.

Zu den Ausfällen Wustmanns gegen die adjektivische Verwendung von Adverbien auf *weise* vergleiche man die Darstellung bei Andresen,²⁷ dem man sicherlich im allgemeinen nicht den Vorwurf machen wird, gegen Neuerungen allzu nachgiebig zu sein.

Für das Englische gebricht es Wustmann an allem Verständnis. Dass er den jetzigen Einfluss des Englischen aufs Deutsche einzudämmen sucht, dafür wird ihm jeder Einsichtige dankbar sein, und nicht zum wenigsten die Deutsch-Amerikaner. Dazu bedarf es aber keiner Schmähungen gegen das Englische an sich.²⁸ Und dabei passiert es Wustmann, der sich doch beständig auf die lebendige Sprache beruft und den Buchstaben so scharf bekämpft, dass er bei den Wortzusammensetzungen einzig das Schriftbild berücksichtigt und so dem Englischen alle Wortzusammensetzungen abspricht. Dass aber *Fire Insurance Company* gerade so gut ein Wort ist als *Feuerversicherungsgesellschaft*, die Erkenntnis scheint ihm nie aufgedämmert zu sein.

²⁷ Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, 7. Auflage, Leipzig, 1892, S. 243.

²⁸ Mit seinem Antisemitismus verschont uns der Verfasser in der neuen Auflage.

Zum Besten gehören die Abschnitte von 218-234. Zu dem, was über der erstere und der letztere gesagt ist, seien Kenner des Englischen wieder auf Macaulay verwiesen, der in einer Vergleichung der Königinnen Maria und Elisabeth in rund zwanzig Satzpaaren nacheinander seine Personen nie anders als Mary und Elizabeth nennt.

Die Verwechslung von mir und mich ist keine Berliner Eigenheit, sondern gehört dem ganzen niederdeutschen Sprachgebiet an, wo Dativ und Akkusativ sich lautlich zur selben Form entwickelt haben. Da über den Berliner Dialekt die irrigsten Vorstellungen verbreitet sind, verweise ich bei dieser Gelegenheit auf eine Darlegung davon, die während der letzten Monate 1903 in der *Bellage der Münchener Allgemeinen Zeitung* erschienen, mir aber in diesem Augenblick nicht zugänglich ist.

„Aus aller Herrn Ländern“ (S. 242): Das doppelte *ern* erscheine unerträglich. Aber sagen nicht die meisten Deutschen *Herrn*? Und wären denn auch bei der Aussprache *Herrn* die beiden *ern* in der Aussprache gleichartig?

Die Anführungszeichen vulgo Gänsefüßchen nennt Wustmann eine ähnlich unnütze Spielerei wie den Apostroph. Gewiss kann auch damit Missbrauch getrieben werden. Aber nötig sind sie doch; existierten sie noch nicht, so müsste man sie eigens erfinden. Sie erfüllen sogar einen moralischen Zweck; sie verhindern manchen geistigen Diebstahl; darum den Hut ab vor den Gänsefüßchen! Zweitens kann man sie zwar nicht direkt aussprechen, und doch sind sie uns auch beim lauten Lesen dienstbar, indem sie den Vorleser auf nötige Änderungen in der Stimmlage aufmerksam machen. Drittens sind sie ein sehr bequemes Unterscheidungsmittel beim stillen Lesen; und soll man denn darauf gar keine Rücksicht nehmen? Hat der Leser nicht auch das Recht, zu verlangen, dass man ihm seine Aufgabe so leicht als möglich mache, genau so gut wie der Hörer? Wenn ich also in einem Aufsatze schreibe; Schillers „Tell“ ist sein letztes grosses Drama, und weiterhin: Schillers Tell ist ein anderer als der der Sage, ist da mit den Gänsefüßchen nicht mehr gewonnen als verloren? Einen Zweck, meint Wustmann, hätten sie nur da, wo man eine Stelle aus der Darstellung eines andern einflechte, oder wo man Wörter ironisch gebrauche, um sie lächerlich zu machen. Wieviel Selbstironie doch der Herr Wustmann haben muss, wenn er in seiner Vorrede den Titel seines Buches immer in Gänsefüßchen anführt! Doch der Sachverhalt ist anders. Er fühlt eben, dass zwischen Wustmanns „Sprachdummheiten“ und Wustmanns Sprachdummheiten ein Unterschied besteht (oder doch bestehen sollte). Seine „Sprachdummheiten“ sind das von ihm verfasste Büchlein mit besagtem Titel; seine Sprachdummheiten sind die Sprachdummheiten, die er selber macht. Wer sich die Mühe nehmen will, die beiden letzten Sätze laut zu lesen, wird eine Bestätigung des oben Gesagten über Wesensunterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher Rede darin finden und auch merken, wieviel weiter die schriftliche Rede mit einem ganz einfachen Mittel kommen kann. Warum ihr also dieses verleiden wollen?

Wer grundsätzlich die Provinzialismen in Acht und Bann tut, sollte die seines eigenen Landstriches nicht als mundartliche Feinheiten verteidigen. Das tut Wustmann mit dem sächsisch-thüringischen *aller vier Wochen*, wo das Gemeindeutsche den Akkusativ verlangt. Die Feinheit hierin entzieht sich meiner Beobachtung. Der Ausdruck steht auf einer Stufe mit *jeden Monat, jede Woche, jeden Sonntag*, wo auch die

Sachsen den Akkusativ verwenden, der hier Wiederholung und nicht Zeitdauer bezeichnet. Beklagt sich jemand, er habe drei Wochen in einem öden Nest zubringen müssen, so frage ich ihn nicht mit Wustmann, ob er alle drei Wochen, sondern ob er die ganzen drei Wochen oder noch wahrscheinlicher die ganze Zeit da gewesen sei, und er kann mir getrost antworten, er habe alle drei Tage oder jeden dritten Tag einen Ausflug gemacht, und dabei den Zauber des partikularistischen distributiven Genitivs verschmerzen.

Sächsischer Provinzialismus ist auch die Mittwoch statt des Maskulins. Wie lange wohl hier noch das etymologische Gefühl gegenüber den sechs männlichen Wochentagen künstlich wach gehalten werden kann? Es würde nicht sonderlich befreunden, wenn Wustmann da auch den Provinzialismus ermachen in Schutz nähme.

Von den auf S. 262 gerügten Doppeladjektiven sind sozial-wirtschaftlich und sozial-ethisch wohl aus den Substantiven Sozialwirtschaft und Sozialethik entstanden, sollten daher in einem Worte geschrieben werden. An dieser Stelle wäre auch eine Anmerkung über Zusammenziehungen wie deutsch-französisch, blauschwarz am Platze gewesen.

Dass ein Wort so gut wie aussterben und doch in einer gewissen Kategorie sich erhalten kann, scheint Wustmann nicht zugestehen zu wollen; er verwirft denn als Komparativartikel auch in Sätzen wie Er war grösser als Staatsmann denn als Dichter und verlangt dafür als als. Mir ist diese Doppelung unerträglich; lieber noch verwendete ich eine weitläufige Umschreibung. Aber warum soll denn nicht sein Dasein weiter fristen?

Warnen mit verneintem Infinitiv scheint unter englischem Einfluss entstanden zu sein (S. 266).

Wörter wie Referent, Berichterstatter, Kläger werden wohl wie Eigennamen gefühlt; daher der Brauch, den Artikel wegzulassen (S. 268). In Fällen wie an Land, auf Deck haben wir es mit überlebenden Bildungen zu tun, in auf Wache, auf Festung mit analogen Neubildungen.

„Fräulein (sächlich) Doktor (männlich) Hedwig (weiblich). Dabei ist aber eigentlich gar nichts Verwunderliches. Die Verschrobenheit der Sprache ist ja nur das Abbild von der Verschrobenheit der Sache.“ So Wustmann auf S. 271. Wie viel schöner wars doch, als der Grossvater die Grossmutter nahm! Da wusste man nichts von Mamsell und Madam; und von Inhaberinnen des Dokortitels träumte man noch nicht einmal.

„Das Gymnasium geriet in einen innern Widerspruch hinein“ ist entschieden ein Stillfehler, trotz Wustmanns Billigung auf S. 283.

Für und wider die sogenannte Inversion nach und ist schon so viel geschrieben worden, dass ein Wort darüber kaum der Mühe lohnt; ich halte es hier gerne mit Wustmann. Unter einem neuen Gesichtspunkte behandelt die Frage Behagel in seinem Aufsätze „Die Herstellung der syntaktischen Ruhelage im Deutschen.“²⁰

Die Stellung hinter der Präposition wäre hässlich bei allen Adverbien, die den Adjektivbegriff einschränken, herabsetzen u. s. w. (S. 310). Also darf man auch nicht sagen: er versuchte es mit kaum genügenden Mitteln, er sprengte die Tür in fast (beinahe)

²⁰ Indogermanische Forschungen. XIV. S. 438-59.

wahnsinnigem Zorn? Was wird aus dem Inhalt der Sätze bei der Vorstellung des Adverbs?

Dass die Einzahl *Hose* für *fein* gilt, wird die süddeutschen Bauern stolz machen, da sie den Plural gar nicht kennen. Auch das Wort *Bein* bedeutet im Volksmund nur *Knochen*, und der süddeutsche Bauer hat vielleicht seit Jahrhunderten keine *Beine* mehr, sondern nur noch *Füsse*. Aber nicht aus Vornehmtheit.

Die Klasse von Wörtern, die sich am leichtesten und beständig verschiebt, ist die der modalen Hilfszeitwörter *können*, *dürfen* u. s. w. Jedes gute Wörterbuch auf historischer Grundlage gibt darüber reichhaltige Auskunft; ein Blick in die deutschen Klassiker lehrt, welche Wandlungen hier schon ein Jahrhundert erzeugt hat. Nicht anders ist es im Englischen. Für Wustmann ist das alles ohne jeden Belang, Sprachdummheit, nichts weiter.

Wenn bei Zeitwörtern mit übertragener Bedeutung *hin* durch *her* vollständig verdrängt worden ist (S. 343), was soll dann die Verurteilung von *rein* fallen (S. 342)?

Von einem neu aufkommenden Worte fordert Wustmann, „das es regelrecht, gesetzmässig gebildet sei, und dass es mit einleuchtender Deutlichkeit wirklich das ausdrücke, was es auszudrücken vorgibt (S. 350).“ Diese zweite Forderung stellt an die Neubildungen zu hohe Ansprüche; auch überschätzt sie die Stärke des etymologischen Bewusstseins. Eigentlich sollte man von einem neuen Worte auch nicht mehr verlangen als von einem alten; wieviele Wörter für Gegenstände und Verrichtungen des täglichen Lebens, Dinge, die allen gemeinsam sind, wie viele entsprechen denn tatsächlich der Forderung einleuchtender Deutlichkeit? Wie viele bezeichnen denn auch nur einigermaßen die Beziehung, die sich uns bei der Analyse zuerst aufdrängt? Les mots ne signifient naturellement, mais à plaisir, sagt Rabelais. Will sagen, die Bedeutung wohnt ihnen nicht von Natur inne, sondern stützt sich auf menschliches Übereinkommen. Wenn einmal ein Wort für eine Sache ins Leben getreten ist, so gleicht es sich sehr schnell dem bezeichneten Objekte an.³⁰ Allerdings werden alljährlich eine Unzahl neuer Wörter gebildet, die es nur zu einer Eintagsfliegenexistenz bringen. Die wirksamsten schöpferischen Kräfte hierbei sind die sich stetig steigende Hast des modernen Lebens, die uns zu keinem ruhigen Suchen nach entsprechenden Ausdrucksmitteln im vorhandenen Wortschatze kommen lässt, und die eitle Sucht, mit noch nie dagewesenem zu prunken. Mit den meisten derartigen Bildungen macht die Sprache kurzen Prozess; auch auf geistigem Gebiete, nicht minder als auf physischem, gilt der Satz vom Überleben der Tauglichsten. Hierin kann man ruhig die Sprache sich selbst überlassen. Doch selbst angenommen, neunzig Prozent aller Neubildungen erwiesen sich als nicht lebensfähig, so darf uns der Rest mit der fieberhaften sprachschöpferischen Tätigkeit ausöhnen. Tatsächlich ist das Deutsche auf dem besten Wege, sich unter den heutigen Kultursprachen den reichsten Wortschatz zu erwerben, wenn es ihn nicht ohnehin schon besitzt.³¹ Das kann uns Deutsche aber doch nur mit stolzer Freude erfüllen.

Erhält sich nun neben einem bereits bestehenden Worte eine Neubildung

³⁰ Vgl. hierzu die schönen Ausführungen über „gedankenlosen Wortgebrauch“ bei K. O. Erdmann, *Die Bedeutung des Wortes*, Leipzig 1900.

³¹ Man hat bereits Zehntausende von Wörtern gesammelt, die Muret-Sanders, das vollständigste deutsche Wörterbuch, nicht verzeichnet.

von annähernd demselben Begriffsinhalt, so geschieht das immer in der Weise, dass sich in sehr kurzer Zeit der Begriffsinhalt des einen oder des andern oder auch beider mehr oder minder verändert; oder eines der beiden entwickelt einen gewissen Nebensinn; oder endlich sie decken sich zwar begrifflich, gehen aber im Stimmungsgehalt oder Gefühlswert auseinander.³² So wird es sicherlich auch mit manchen der von Wustmann angefochtenen Neuschöpfungen gehen. Werdegang z. B. ist inhaltlich soviel wie Evolution und Entwicklung, und doch haftet ihm ein Etwas an, das es in eine höhere Gefühls-sphäre rückt.

An Einzelheiten nur folgendes: *Brauch* ist nicht dasselbe wie *Gepflogenheit*; dieses ist subjektiv, *Brauch* aber ist es nicht. Was ist denn so Garstiges an *Einakter*? und wenn man ein Distichon einen *Zweizeiler* nennen will, warum nicht? Die *Ausreise* eines Schiffes ist nicht dasselbe wie *Abreise*, die auch die *Heimreise* sein kann; wenn man in Mitteldeutschland, wo der Unterschied zwischen stimmhaftem und stimmlosem *s* nicht deutlich gemacht wird, dabei an *ausreissen* denkt, so erinnert ja wohl die *Abreise* auch an *abreissen*.

Bei der Besprechung des Wortes *bedeutsam* kommt Wustmann auf den sinnvollen Wortgebrauch. Nun würde es ja den schriftstellernden Menschen zieren und davon zeugen, dass ihm Verstand ward, wenn er im innern Herzen spürte, was er so schreibt mit seiner Hand, — wollte er das aber bei jedem Worte tun, so könnte er ebensogut sich bei jeder Bewegung deren Zusammenhang mit der Tätigkeit aller Organe seines Körpers, bei jedem Schritte in einer Gesellschaft den Ursprung jeder Sitte, jedes Brauches klar machen wollen. Wie Erdmann³³ es treffend dargestellt hat, ist ein gut Teil gedankenloser Wortgebrauch zur kräftigen Sprachentwicklung sehr notwendig.

Der absolute Komparativ findet sich nicht nur bei *besser*, das auf S. 359 abgekanzelt wird, sondern auch sonst vielfach; ein älterer Herr ist jünger als ein alter Herr, und wenn ich längere Zeit an einem Orte war, so brauche ich nicht lange Zeit da gewesen zu sein; ein höherer Beamter in reiferem Alter; er ist ohne edlere Regungen. "Man empfindet den Komparativ als Ausdruck der Erhebung über ein gewisses nicht näher bezeichnetes Durchschnittsniveau, die in der Regel den durch den Positiv bezeichneten Punkt nicht ganz erreicht." ³⁴ Süddeutsch gebraucht man ihn sogar adverbial: "Das ist schon länger (ziemlich lange) her."

Unter einer Darstellung in grossen Zügen verstehe ich keine oberflächliche, sondern eine kurze, alles Wesentliche hervorhebende (S. 360). Dem Adjektiv *grosszügig* liegt offenbar der Zug ins Grosse, nach dem Grossen zugrunde.

Gut, aber etwas übertrieben ist der Abschnitt "haben und besitzen," S. 391 ff.

Die häufigen Umschreibungen eines einfachen Zeitwortes durch Verbin-

³² Vgl. Erdmann, a. a. O., Kapitel vier. Dies Lebenswürdige und geistvolle Büchlein sei jedem aufs wärmste empfohlen, der sich für die Sprache als Kunst interessiert.

³³ A. a. O., Kapitel sechs.

³⁴ Wilmanns, Deutsche Grammatik, zweite Abteilung, zweite Auflage, Strassburg 1900, § 333,3.

dungen von Hauptwort und Zeitwort (Wustmanns "Verbalsurrogate" S. 397 ff.) erklärt Behaghel²⁵ aus der der mündlichen Rede entnommenen Neigung, den Schluss der Rede volltönender zu gestalten. Daher kommt heute zur Verlesung, was früher einfach verlesen wurde.

Unter den Verdeutschungen von Fremdwörtern verwirft Wustmann (S. 414) die, die keine Uebersetzungen, sondern Umschreibungen oder Begriffserklärungen seien, z. B. Schriftleiter für Redakteur. Allein ist die Begriffserklärung nicht das höchste Lob, das man einer Neubildung spenden kann? Abgesehen davon, dass Redakteur ursprünglich auch nur einen Teil seines heutigen Begriffsinhaltes umfasste, braucht man der Verdeutschung dafür nur etwas Zeit zu gönnen, und sie wird schon denselben Begriffsumfang auszufüllen wissen wie ihr Vorgänger. Ein Deutscher, der das Wort Redakteur gar nicht kennt, würde im Handumdrehen ausfindig machen, was ein Schriftleiter ist, ebensoschnell als er sich über das Fremdwort Rats holen könnte. Das Beste über die ganze Frage hat wieder Erdmann im letzten Kapitel seines Buches geschrieben.

Die five sisters und five brothers auf S. 418 sollen doch jeweils wohl five sein; oder sind wirklich Querpfeiler damit gemeint? Zum Tingeltangel könnte das passen. — Der hannöversische Teegebäckfabrikant, der sein Fabrikat als den besten Buttercakes anpreist, Leibnitz heisst er, verdient eine strengere Rüge, als sie Wustmann ihm erteilt, für seine Engländerei und die scheussliche Sprachvergewaltigung. Der deutsche Reklamenmischmasch ist unbeschreiblich kläglich, voll wirklicher Sprachdummheiten. Die Sprachvermengung im Anzeigenteil deutsch-amerikanischer Blätter ist demgegenüber noch erträglich.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung. Erfreulich ist dieselbe nicht gewesen. Der Umfang, der den Einwänden gegen Wustmanns Buch gegeben werden musste, — und an Einzelausstellungen hätte noch manches genannt werden können, — musste notwendigerweise viel grösser ausfallen als der auf die Anerkennung der Vorzüge verwendete Raum. Das ist einmal die traurige Pflicht der Kritik diesem Buche gegenüber. Ich fürchte, sie wird es immer bleiben. Niemand aber wird das Buch aus der Hand legen, ohne sich ehrlich gestehen zu müssen, dass er daraus gelernt hat. Freilich nicht, wie man das Palladium unserer Muttersprache retten könnte, wenn ihm Gefahr drohte. An diese Gefahr glauben wir nicht. Im Gegenteil, das Deutsche geht einer grossartigen Zukunft entgegen. Aber der Eifer des Verfassers ist ansteckend; und dass es ihm ehrlich Ernst ist um seine Sache, wird auch der nicht verkennen, dem seine Kampfesweise nicht zusagt. Lassen wir auch dem Fleisse Wustmanns Gerechtigkeit widerfahren. Selbst im beständigen Widerspruch gegen ihn, achtlos darf die deutsche Sprachwissenschaft weder in der Gegenwart noch in der Zukunft an dem Buche vorbeigehen.

Zum Schlusse kann ich mirs nicht versagen, auf das baldige Erscheinen eines gross angelegten und durchgeführten Werkes hinzuweisen, an dem ich warmen persönlichen Anteil nehme, — Professor George O. Curmes "German as Spoken and Written Today," eine umfangreiche wissenschaftliche Grammatik der lebenden deutschen Sprache seit 1850, auf streng geschichtlicher Grundlage, die noch dieses Jahr im Verlag von Mac Millan & Co. erscheinen soll. Das Werk, die reife Frucht zwanzigjähriger treuester Hingabe und Aufopferung und eines unbeugsamen eisernen Fleisses, den kein Hindernis zu

²⁵ Die deutsche Sprache, S. 69.

schrecken vermochte, wird ein glänzendes Denkmal der germanistischen Wissenschaft sein, worauf die ganze sprachwissenschaftliche Welt stolz sein darf; und mit um so grösserer Genugtuung darf es uns erfüllen, dass eine solche Arbeit aus dem Studierzimmer eines amerikanischen Gelehrten hervorgegangen ist. Manche veralteten Anschauungen über die deutsche Sprache, die sich seit Adelung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weitergeschleppt haben, wird Professor Curmes Buch hinwegräumen; und ich wüsste von keiner Schulgrammatik, die nicht auf Grund dieses Werkes wird umgeschrieben werden müssen. Wieviel ich dem Buche, von dem es mir vergönnt war, einige Teile im Manuskript zu lesen, heute schon verdanke, vermag ich nicht zu berechnen. Nach seiner Vollendung aber wird jeder sein Schuldner sein, der schöpfen will am Borne der Erkenntnis der wunderbaren deutschen Sprache, wie sie sich offenbart in der lebendigen Gegenwart.

Berichte und Notizen.

I. Report of the Meeting of the Modern Language Association.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

The Union meeting of the Modern Language Association of America and the Central Division of the Association held at the University of Michigan was a very successful one in representative attendance, work, and goodfellowship.

The address of welcome by President James B. Angell will always be remembered. President Angell gave reminiscences about the nature of the study of Modern Languages in this country and in Germany during his student days. He also reviewed the history of the Modern Language Departments at the University of Michigan and referred with kind and touching words to the tragic deaths of Professors Walter and Hench. Dr. Angell expressed the wish that the main emphasis should be placed on literary interpretation in the colleges of the country, rather than on philology. He also said that 'the students should be introduced to the riches and the spirit of the writings of the poets, and that the interrelation and the interdependence of literatures should be especially emphasized'.

One of the most pleasant events was the social gathering in the cozy and comfortable rooms of the University Club of Detroit. The 'Smoke Talk' of Professor Calvin Thomas was characteristic of the man and made all forget the daily work and the differences of opinion. Professor Victor Michels of Jena honored the association with a 'Bierrede' in which, among other things he expressed his surprise that such "Gemütlichkeit" was possible in this country.

The President's address by Professor George Hempl was especially timely, and, as is always the case when Professor Hempl speaks on his chosen subject, was a valuable contribution, based on independent observation and investigation. Among other things, he showed that the attitude assumed toward the mother tongue by the average teacher of English, as well as by the average person of education is wrong. Language is looked upon as something printed rather than as something spoken, whereas real speech is spoken. The language of books makes little

impression upon the speech of most people, but the tendencies that spring from the conditions of spoken speech are allpowerful and determine the future of the language. The average teacher regards print as the norm and strives to make the pupils read and speak like print, forgetting that print is but a poor picture of language, and, in many respects, a picture not of the speech to-day but of that of five hundred years ago.

Another common error is the assumption that English is somewhere spoken to perfection and that it is our duty to strive to speak this perfect speech. If we try to localize it, we find that its habitat is quite uncertain, and we flit from the West to Boston and from Boston across the sea to England, only to find that there too the teachers are talking about this mythical perfect speech and reproving their pupils for their natural usage. The English-speaking world is far too large for us to expect uniformity of speech. Speech is nothing but one of the results of human activity, dependent upon the conditions under which men live. We must expect diversity and respect it.

The task of the English teacher is a large one. His chief function is to teach his pupils to write clearly and effectively and, in order to do that to think clearly and marshal their thoughts well. He must also teach them to avoid that in their speech which would give offense to the great mass of English-speaking people. But there he should stop. There are so many important things to be taught that no time should be wasted on petty matters. If a teacher knows that a pronunciation or construction which he is trying to teach a boy, will be given up as soon as the boy gets out into the world, it is his business to find something to teach that boy that will remain by him and be of some use to him and to the world that he lives in.

A large number of papers are of immediate interest to the readers of the P. M. 1. Professor James Taft Hatfield announced the finding of the missing volume 3 of the A1 edition of Goethe's works (1806), containing the misprints recorded by Riemer in Goethe's Tagebuch for 1809, i. e. p. 83, "magst" for "machst", and (p. 191) "habe" for "hatte". From vol. 5 of A' (1807) he infers several important amendments to the Weimar-text of Egmont.

Prof. Hatfield also described a copy of Egmont (Leipzig, Göschen 1788) resembling E1 as recorded by Minor, but exhibiting fewer errors. It has none of the errors of E2.

2. Professor Osthaus presented a carefully prepared paper on "The Stage of Hans Sachs and the Nuremberg Drama etc." The paper gave a picture of the stage and the stage-apparatus, the sources of the paper being the contemporary accounts and the dramas themselves. The principal points discussed were: the nature of the stage, its effect on the stage-apparatus; stationary fixtures and temporary additions; the actors, their number, dress, and the demands on their skill; mute persons.

3. Professor Hohlfeld offered a valuable contribution to the history of modern German rhyme. He gave a comprehensive account of the history of the ö-e, ü-i, and eu-ei rhymes so common in almost all German verse of the last three centuries. The teacher of German literature has to constantly deal with these rhymes, but their nature and frequency are not understood by some of our best scholars.

Systematic investigation shows that these rhymes begin to appear sporadically as early as the second half of the 14. century, if not earlier. They are firmly established about the year 1500 in authors who belong to the south-west of Germany. They are less frequent in authors who belong in the east or midland. Their appearance proves that in certain parts of Germany the umlaut vowels ö, ü, and ou lost their original rounding, being pronounced e, i, and, ei respectively. During the 16th century this phonetic change and the rhyme practice based on it spreads eastward and northward, and from the 17. century on the new rhymes seem to have been established in all parts of Germany. In the third quarter of the 18. century this development reaches its high-water mark. The writer quoted figures to establish his point of view from a wide range of authors from Brant to Liliencron and the contemporary writers.

Since the first decades of the past century, partly through bookish influences and partly through the growing preponderance of the north in Germany's intellectual life, a rerounding in the pronunciation of ö, ü, and eu has made strong headway and, hence in the technically more careful poets the ü-e, ü-i, and eu-ei rhymes are rapidly disappearing. And thus a development that began 300 years ago and reached its climax in the 18. century seems to be drawing to a close. Professor Hohlfeld finally pointed out that various phonetic and philological deductions of a more general character are suggested by the results of his observations.

4. The venerable Professor Edward H. Magill presented the report of the Committee on International Correspondence. The committee reported that in France, Germany and the United States, 1098 persons had been placed in correspondence in the past year, at a charge of 25 Cents; and that copies of the Easter Annual, "Comrades All" had been given to new subscribers. They also reported that it was not proposed to continue that Annual the coming year, and that the price to be paid should be reduced from 25 cents to 10 cents each. They also presented two plans of work which they had under consideration; one to interest leading Educational Journals to take charge of it, instead of a central committee; and the other was to continue the work of the committee, and let this committee secure names of Educational Institutions that are willing to enter upon the work, and send the names of all interested applicants to the proper officers in such institutions, and let these officers make the arrangements, and pair the students whose names are thus sent. The committee also suggested that the German bureau be requested to make no charge to our students, but be satisfied, as we had been, with the fees of the students of one's own nation. The committee desired further time to consider the two forms of proceeding proposed. The committee was continued, their work much approved, and they were directed to report the conclusion of their further investigations to the next annual meeting of the association.

5. Mr. F. W. Meisnest of Wisconsin presented an excellent paper on "Lessing and Shakespeare". Mr. Meisnest will, it is hoped, follow the suggestion of Professor Thomas and publish his investigations in full. The conclusions reached were: 1. What little Lessing knew of Shakespeare up to 1758 he obtained from Voltaire, La Place's French translation and the few articles in German periodicals. Nicolai and Mendelsohn, together with Dryden's 'Essay on Dramatic Poesy' led him to

study and read Shakespeare in the original in 1758. 2. Lessing's utterances referring to Shakespeare are comparatively few in number, and always made incidentally. Only five of his dramas are referred to (*Hamlet*, *Othello*, *Lear*, *Romeo and Juliet*, and *Richard III.*). 3. The only probable Shakespearean influence discernible in Lessing's dramas is the approach to the character-drama in *Emilia Galotti*. 4. In introducing Shakespeare into Germany Lessing was more a follower than a leader. Nicolai, Mendelssohn, Gerstenberg, Herder, and Wieland — each deserve more credit than Lessing. 5. What Lessing did for Shakespeare was due largely to his eminence as a critic and to the vigor of his attacks on Voltaire, Corneille and Racine, which removed many difficulties in the way for a favorable reception of the great dramatist.

6. Professor Gruener's paper was of especial interest to those who have followed the interrelation of German and American literatures. The paper briefly called attention to the conflicting views held by critics in regard to the influence of Hoffmann upon Poe. After a brief synopsis of the conflicting views concerning the influence of Hoffmann upon Poe, mention was made of the various French and English translations of Hoffmann before Poe's early works. The conclusions were: 1. Poe knew Hoffmann, as shown by his references to "phantasy-pieces", the name coined by the latter for his earliest tales. 2. Poe borrowed from the "Serapions-Brüder" the chief idea and the setting of his "Tales of the Folio Club". 3. Poe, as seems quite probable, obtained from Walter Scott's article on Hoffmann (*Foreign-Quarterly Review*, July, 1827) the suggestions for the name "Tales of the Grotesque and Arabesque", and also, from the outlines of Hoffmann's "Das Majorat" as given in that article, suggestions for the "House of Usher" and "Metzengesstein". 4. A certain peculiarity of style noticeable in Poe's early tales and prose seems quite evidently to have been taken from Hoffmann. It is the peculiarity, chiefly in conversational dialogue, of beginning a sentence with one or more words, then putting in the word or phrase of saying, or some other parenthetical word, and repeating the opening words before proceeding with the rest of the sentence. These observations seem to furnish tangible evidence of a direct and striking influence of the German upon the American author.

7. The summary of Professor Scott's valuable contribution on "The Most Fundamental Differentia of Prose and Poetry" is as follows:

The difference between prose and poetry has its root in the difference between two distinct and ever-recurring social situations: first, the situation in which a member of society is moved to utterance by a desire to communicate with his fellow-men, the desire for self-expression being present but subordinate; second, the situation in which one man, or a number of men acting in concert, are moved by a desire to give vent to their feelings and ideas, the desire for communication being present but subordinate. The character of the situation colors in each case the quality of the utterance — gives it a peculiar tone or tang or atmosphere, whatever form the utterance may take. But in the history of human utterance the form also has been shaped by the situation out of which the expression flowed. The situation which is toned communicatively, gives rise to the form of utterance in which, to use the language of Professor Budde, "the current of speech flows consistently as far as the thought carries it",

or until there is some response of comprehension on the part of the listener. The situation which is toned expressively gives rise to a form of utterance in which "the store of thought is divided into relatively brief units", the recurrence of whose elements is determined by the ebb and flow of individual feeling or by the consent of the throng. In a formula, poetry is communication in language for expression's sake; prose is expression in language for communication's sake.

8. Professor Carruth's paper, based on extensive and accurate investigation was a most interesting one and will help to diffuse the peculiar and erroneous views on Schiller's religion. The summary of the paper is:

The most valid evidence on Schiller's religious convictions is offered by his letters, his essays and histories, and his lyric and gnomic verse. The sentiments found in the dramas are to be accepted only with reservations and rather as confirmation of views expressed elsewhere, never when in contradiction to such expressions.

From about his seventeenth year Schiller learned to distinguish between religion as a personal experience and the outward institutions of religion. He had always religious convictions of his own, but he rejected practically the whole theological system of the Church as he understood it, and very explicitly: All impeachments of the law-fulness of the Universe, including special revelations, the inspiration and peculiar authority of the Bible, the exceptional divinity of Jesus, his miraculous origin and deeds, and special providences. He distrusted religious organization of all kinds, fearing their tendency to fetter the human spirit. Hence he avoided and to some extent antagonized the hierarchy, the clergy, public worship, and all rites and ceremonies. Toward the end of life this attitude was less belligerent, but none the less distinct.

Schiller believed steadfastly, and with no more hesitation and intermission than many a patriarch and saint, in one Good, Allwise, Allknowing, Loving Power, immanent in the Universe and especially in man.

He believed in Virtue supremely, and in the Inner Voice, its monitor, holding virtue to be the harmonious adaptation of the individual's will to the will of God as revealed in the laws and history of the Universe and in the heart of man.

He believed with a strong faith in immortality, wavering sometimes as to the persistence of the individual consciousness, and rejecting all attempts to locate and condition the future state.

He believed in the brotherhood of man, and trusted man as the image of God on earth.

He recognized the greatness of Jesus of Nazareth and revered his ethics and life.

He recognized the immense service to mankind of the Christian religion.

He was intensely reverent toward all that was good and beautiful, and worshipped sincerely in his own way which was, indeed; not the way of the Church.

From the standpoint of the enlightened thought of the twentieth century Schiller was without question a deeply religious man, and all of his writings, no less than his life, bear testimony to the fact.

9.*) Owing to the departure of Professor von Klenze to Germany his valuable paper "Goethe's Successors in Italy in the Nineteenth Century" was read. The paper dealt especially with the changes wrought by Romanticism in the attitude toward Italy; the revival of religious sentiment; admiration for the Middle Ages; the charm of historical associations; love of the picturesque replacing love of the "plastic"; fondness for detail; interest in art as a manifestation of social conditions and race characteristics.

10.*) Professor Voss presented a valuable contribution entitled "Erasmus Roterodamus in his Relations to Martin Luther and Philip Melanchthon." The results of this investigation when published will be of great interest to the students of that important and too much neglected period. A pamphlet called *Vrteyl Doctor Martin Luther and Philippi Melanchthoni von Erasmo Rotterdam 1523* (Br. Mus. 3915. bb. 13), which the writer intends to publish, throws light upon the chief differences in opinion and character between Erasmus and both Luther and Melanchthon once his most ardent admirers. The correspondence between Erasmus and Luther and Melanchthon has been collected from the year 1519 up to 1526, when Erasmus wrote his last letter to Martin Luther.

The following papers were presented by title:

1. "Some Hitherto Unpublished Criticisms by Wilhelm Heinse (1749—1803) on Lessing, Herder, Schilling, and Goethe, especially on the *Faustfragment*" by Dr. Karl D. Jessen. The importance of the critical views was emphasized by Erich Schmidt as early as 1878 in the *Archiv für Literaturwissenschaft*. They betray, in a striking manner, the critical acumen of the famous author of "Ardighello", the first art novel in German Literature. Since a genuine revival of interest in Heinse has set in within the last few years, these criticisms may claim especial timeliness. Remarkable is his estimate of Lessing, and with a keen insight he discerns in the first part of *Faust* the different strata of Goethe's work.

2. "Friedrich Spielhagen, the Best Representative of the German Centemporary Novel of the Nineteenth Century" by Professor Albert B. Faust. Spielhagen combines characteristics of a number of German novelists. Such are: 1) thoroughness and high seriousness; 2) theorized art; 3) purpose, or *Tendenz*; 4) treatment of the problematic character; 5) philosophy, or *Weltanschauung*. Being most representative, his works constitute a convenient centre for the study of the modern German novel.

3. "A Comparison of the 1522 and 1545 Editions of the New Testament: Substantives" by Dr. Warren W. Florer. This paper is the first of a series based on an investigation of the linguistic development of Luther, as seen in his translations of the Bible. The principal paragraphs will treat of the apocope and syncope of *e* in the *a* and *ja* classes, the *o* and *n* classes of feminines, the *e* and *er* plural endings of neuters.

W. W. F.

*) I regret that I can only give the outlines of the program.

II. Korrespondenzen.

(Für die Pädagogischen Monatshefte.)

Baltimore.

Bis vor vier Jahren bestand unsere Schulbehörde aus zweiundzwanzig vom Stadtrat ernannten Mitgliedern, einem aus jeder Ward. Dann fand die damals an dieser Stelle mitgeteilte Änderung statt, wonach jene Behörde aus neun vom Bürgermeister ernannten Mitgliedern zusammengesetzt ist. Dadurch wurden tüchtigere Männer gesichert und unsere Schulen dem leidigen Parteihader der Politik entzogen. Nun ist zur Zeit wieder eine Bewegung im Gange, die sich zum Ziel gesetzt hat, die städtischen Schulkommissäre durch die Bürger wählen zu lassen. Das würde wieder Politiker und politische Streber in unsern Schulrat bringen. Glücklicherweise ist die öffentliche Meinung, wie selbe in der gesamten Lokalpresse zum Ausdruck kommt, gegen eine solche Änderung, und es ist daher nicht anzunehmen, dass diese Bewegung einen Erfolg haben wird.

Die in den vier Jahren eingeführten Reformen beziehen sich so weit vornehmlich auf die äusserlichen Einrichtungen, die der technischen Leitung zu gute kommen. Dabei ist mit der Ernennung von Gruppen-Prinzipalen eine Reihe der tüchtigsten Lehrer zur Routine-Arbeit verwandt worden, die als praktische, erfahrene Lehrer in den Klassen sehr vermisst werden. In den Unterrichtsmethoden hat sich eine entschiedene Wendung zum Besseren vollzogen, und wenn dies bis jetzt noch nicht in weiterem Umfang und grösserem Masse bewerkstelligt worden ist, so ist es eine offene Frage, ob das Lehrpersonal nicht teilweise selbst die Schuld daran trägt. Es sei hier nur darauf hingewiesen, dass von den 1800 Lehrern und Lehrerinnen nur etwa 250 die jetzt nur noch vierteljährlich stattfindenden Vereinsversammlungen besuchen, und dass die vom Verein herausgegebene Schulzeitung „The New Pedagogue“, trotzdem das Jahresabonnement auf fünfundzwanzig Cents herabgesetzt worden war, aus Mangel an Unterstützung eingehen musste. O Lehrerbewusstsein!

So betäubend dem Schreiber die Erwähnung dieser Tatsachen ist, so tut es ihm im Herzen weh, hinzufügen zu müssen, dass das deutsche Lehrpersonal keine Ausnahme macht. Der Verein der deutschen Lehrer und Lehrerinnen an unsern öffentlichen Schulen ist eingegangen, und wie viele, oder vielmehr wie wenige zur Zeit das Bedürfnis und die Verpflichtung fühlen, die „Pädagogischen Monatshefte“ zu halten, darüber kann die Abonnentenliste ein trauriges Zeugnis abstellen. Es ist in vielen anderen Städten ja leider auch nicht besser.

Wenn heutzutage jeder anständige Handwerker, jeder tüchtige Schneider und Schuhmacher, eine Fachzeitung hält, um sich auf der Höhe seines Berufs zu halten, so ist es geradezu unverständlich, wie solche, die dem höchsten, dem Lehrerberuf, folgen wollen, eine solche vernachlässigen und geringschätzen, zumal wenn sie so reichhaltig und anregend ist, wie die Pädagogischen Monatshefte, dazu noch die einzige deutschamerikanische Schulzeitung. Um so mehr ehrende Anerkennung gebührt denen, die eine löbliche Ausnahme bilden.

Es fängt hier an, an deutschen Lehrerinnen zu mangeln. Von andern Städten her sind keine mehr zu bekommen, denn nach den jetzigen Regulationen ist das Einkommen einer Lehrerin in der ersten Zeit lange zu gering zum Lebensunterhalt, und hiesige Kandidatinnen scheinen sich damit zu begnügen, die englische Prüfung bestanden zu haben, und versuchen nicht auch noch ben. Nach denselben Regulationen ist das Gehalt der erfahrenen Klassenlehrerinnen auf sechshundert Dollars erhöht worden. Das ist erfreulich.

S.

Cincinnati.

Tod und Krankheiten, sonst aber nichts, am Ohio! Die Zeiten sind so „gut“, sagen die Herren Politiker, so ruhig, sagen wir, dass einfach nichts sich zu passieren getraut in unserem Haushalte.

Kollege August Roth, einer unserer Veteranen, seit etwa

zwei Jahren beinahe erblindet und in wohlverdienter Ruhe sich selbst erworbenen Wohlstandes und einer mikroskopischen Pension nebenher erfreuend, starb vor kurzer Zeit infolge einer Operation. Das Hinscheiden dieses gemütvollen, als Pädagoge und Kamerad, wie als Bürger und überall gerne gesehener Gesellschaftler, allgemein geachteten Mannes wird von allen, die ihn kannten, aufrichtig bedauert.

Krank waren und sind heute noch nicht wenige Kollegen. Die Grippe hält förmlich Umzug, und keiner weiss, wie bald sie bei ihm anklopfen mag.

Dass die Kolleginnen ausserdem auch, nun der Schluss herannaht, Extra-Nerven haben und von diesen geworfen werden, ist ebenso wie die Tatsache, dass bereits vollzogene, wie auch bevorstehende Verlobungen an der Tagesordnung sind, in diesem Jahre mehr als seit langer Zeit, eigentlich nichts Neues. Es ist ja recht traurig, weibliche Jungesellen der Fahne untreu werden zu sehen; aber es gibt immer Leuten, denen „Rosen lachen“, wo „andere dürrer Sand sehen“—das sind im vorliegenden Falle unsere Kadettinnen, ein ganz prächtiges, aber stellendurstiges junges Völkchen, dem man übrigens nur „Waidmanns Heil!“ zurufen kann.

Laut Mitteilung unseres deutschen Herrn Superintendents, Dr. Fick, steht uns im kommenden Erntemonat, bei Gelegenheit des städtischen „Teachers Institute“, der Besuch des Herrn Professors Rein aus Jena bevor, der drei Vorträge vor der deutschen Lehrerschaft halten wird.

Wie es mit unserer in der Luft hängenden Staats-Schulverfassung werden wird, ist beim besten Willen nicht abzusehen. Vorlagen sind allerdings mehr als genug bei der Legislatur eingekommen. Kompromissvorschläge sind jetzt, da das hohe Haus sich bald vertagen wird, an der Tagesordnung, und darunter einer, den ich der Kuriosität halber hier anführen will: „Jede jetzt bestehende oberste Schulbehörde soll die Befugnis erlangen, selbst zu bestimmen, wie die zu errichtende neue Behörde zusammengesetzt werden muss.“ Das ist für die einzelnen Lokalitäten vielleicht

ganz vorteilhaft, wird aber jedenfalls an „allgemeiner Einheit“ zu wünschen übrig lassen. Uns Cincinnatiern ist es ganz genehm, denn wir haben, so viel ich weiss, alle zu gunsten der Beibehaltung des jetzigen Systems petitioniert. Ebenso haben es die Clevelander, die Toledoer und, tutti quanti mit den ihrigen gehalten, also: You see!

Geht der Kompromiss durch, dann bleibt der deutsche Unterricht in Cincinnati unangefochten, weil wir dann die Wardsvertretung beibehalten. Da, wo er durch die kleinen Behörden bereits angetastet worden ist, wird so wie so an der vollendeten Tatsache nichts zu ändern sein.

Sonst, Gott sei Dank, nichts Neues, und daher Gott befohlen! * * *

Milwaukee-

Eine Superintendents-Wahl—bringt doch manchmal grosse Qual. Wie in der vorletzten Korrespondenz mitgeteilt wurde, lag dem Schulrat die wichtige Pflicht ob, einen neuen Leiter unsers städtischen Schulwesens am 1. März zu erwählen. Diese Wahl gestaltete sich nun dieses Mal zu einer wirklichen Qual. Nach einigen Vorposten-Gefechten und Plänkeleien beim Abstimmen, wodurch die verschiedenen Parteien, respektive deren Kandidaten, ihre Stärke erprobten und feststellten, gelangte man alsbald zu einem sogenannten „dead lock“, und da hiess es denn in Wirklichkeit: „Und keiner wankte, keiner wich.“ Da nur auf 4 Kandidaten Stimmen fielen, so hatten sich vier Gruppen gebildet, welche nun treu und fest zu ihrem Kandidaten hielten, als ob es sich um Tod oder Leben gehandelt hätte. Die Abstimmungen, die am ersten Abend von 8 Uhr bis 2 Uhr nachts fortgesetzt wurden, blieben wie folgt stehen: Blodgett von Syracuse 10, Diedrichsen von hier 7, Supt. Siefert von hier 3, und McLenegan von hier 3, und dieses Resultat blieb bis zur 150. Abstimmung. Am folgenden Abend blieb dasselbe Resultat bis zum 200. Ballott. Nun vertagte man sich auf eine Woche. Es lässt sich denken, wie in der Zeit gearbeitet wurde, um eine Wahl herbeizuführen. Am meisten arbeiteten die zehn Mitglieder, welche für den Auswärtigen, Bloodget, gestimmt hatten, um die noch fehlenden zwei Stimmen herüberzuziehen,

aber alles war vergeblich. Es hatte sich die Sache schliesslich auf die Frage, ob ein Einheimischer oder Fremder gewählt werden sollte, zugespitzt. Doch da man einsah, dass man keinen der genannten vier Kandidaten durchbringen konnte, so einigte man sich schliesslich auf einen neuen Kandidaten, Supt. C. G. Pearse von Omaha, welcher denn auch mit 20 Stimmen, gegen drei, endlich gewählt wurde. Die Gegenstimmen fielen auf Siefert, dessen Wähler stets treu und fest zu ihm gehalten hatten, und merkwürdig—keiner von ihnen ist ein Deutscher.

Herr Siefert hatte die Sympathie fast sämtlicher Lehrer und ebenso der Mehrzahl der Bürger, und die Wahl erregte unter der Bürgerschaft zuerst grosse Verstimmung, wenigstens hätte man lieber einen Milwaukeeer als einen Auswärtigen gehabt. Doch der Schulrat kümmerte sich nicht um die Wünsche der Bevölkerung. Er wollte nun einmal einen „outsider“ haben. Anscheinend hat man ja auch eine gute Wahl getroffen. Supt. Pearse soll ein tüchtiger Schulmann sein, den man ungern in Omaha ziehen liess. Der Schulrat hat bei der Wahl sogleich sein Gehalt von \$4000 auf \$6000 erhöht. Recht so! In Schulsachen soll man nicht knausern. Milwaukee kann sich dasselbe leisten, was andere Grossstädte ihren Superintendents zahlen. Wir wollen hoffen, dass sich Herr Pearse als ein tüchtiger Schulmann erweisen wird, der im Reformieren nicht gar zu eifrig und zu eilig vorangehen wird, sondern Eile mit Weile recht schön und harmonisch zu verbinden weiss.

Ein Empfang dem ausscheidenden Supt. Siefert als Ehrung gegeben. Der Prinzipals-Verein und der Lehrerverein haben gemeinschaftlich am 30. März im grossen Schulratssaal Herrn Siefert einen Empfang gegeben, der recht schön verlief. Der Saal war fast vollständig von Lehrern und Prinzipalen gefüllt. Prinzipal Cook als Vorsitzter eröffnete die Feier und stellte nach einigen passenden Worten als ersten Redner Prinzipal Donnelly vor. Derselbe hob in einer gefühlvollen und zu Herzen gehenden Rede die Verdienste Sieferts als Lehrer, Prinzipal und Superintendent um die Schulen Milwaukee hervor. Er

betonte besonders das freundliche und Vertrauen erweckende Verhalten Sieferts gegenüber seinen Untergebenen; und wie er sich dadurch die Achtung, die Liebe und das Vertrauen der Lehrerschaft Milwaukee erworben habe. Dann verlas er die von beiden Vereinen verfassten Resolutionen, worin der vielen Verdienste des Scheidenden um das Schulwesen Milwaukee in warmen Worten gedacht wurde. Nachdem dann noch Fräulein M. Minnehan als Vertreterin des Lehrervereins, und Herr M. Meyer als Mitglied der Schulkommissäre geredet hatten, wurden Herrn Siefert vom Vorsitz einige Geschenke als Andenken überreicht, nämlich eine kostbare goldene Uhr mit Diamanten besetzt und die Bildnisse Sieferts und seiner Gemahlin enthaltend, sodann die vorhin verlesene Resolution eingraviert und eingerahmt. Supt. Siefert war von seinen Gefühlen so überwältigt, dass er kaum sprechen konnte. Er dankte dann allen Lehrern herzlich für alle Beweise der Achtung, Liebe und Zuneigung, und er versicherte den Anwesenden, dies sei der schönste und zugleich stolzeste Tag seines Lebens. Er habe stets versucht, in seinem Amte seine volle und ganze Schuldigkeit zu tun. Er habe den Lehrerberuf zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Er habe auch stets versucht, seinen Untergebenen so viel wie möglich Freiheit zu lassen, und ihnen nur ratend und helfend zur Seite zu stehen. Nun sehe er aber, dass man ihn nicht bloß achte und ehre, sondern dass man ihn lieb habe, und das erfülle ihn mit Stolz und Freude, und er versichere allen, dass sie seiner Gegenliebe gewiss sein könnten. Zum Abschiede drückten ihm noch die meisten die Hand.

Man kann wohl mit Recht behaupten, dass selten einem Schulleiter von seinen Lehrern solche Liebe und Verehrung entgegengebracht wurde, wie Herrn Siefert. Hätten die Lehrer die Wahl zu vollziehen gehabt, so wäre er wohl permanent im Amte geblieben. Doch wie es denn so geht im Leben—Le roi est mort—Vive le roi! In der nächsten Woche wurde dem neuen Supt. Pearse bei seinem hiesigen Amtsantritt von den Lehrern ein Willkommen - Empfang gegeben, und jetzt wendet sich alles dem neu aufgehenden Gestirn zu.

Möge der neue Leiter versuchen, und den Lehrern anzubahnen und zu erhalten, wie es unter Herrn S. der Fall war.

A. W.

II. Umschau.

— Auf der Weltausstellung in St. Louis veranstaltet die bereits im Jahre 1789 gegründete Verlagsbuchhandlung von Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr. eine Ausstellung deutsch-nationaler Kunstblätter. Diese Kunstblätter, in einer Grösse von drei Fuss Höhe und zwei Fuss Breite, sind nach Gemälden berühmter deutscher Meister in dem jetzt vornehmsten Vervielfältigungsverfahren der Photogravüre hergestellt. Die Firma beabsichtigt, die Blätter den weitesten Kreisen der amerikanischen Deutschen zugänglich zu machen; deshalb hat sie den Preis auf einen bis zwei Dollars herabgesetzt, während sie sonst das Fünf- und Sechsfache fordert. Den P. M. hat Herr H. Stalling sechs dieser Kunstblätter freundlichst zur Ansicht zugeschickt. Der hohe künstlerische Wert der Bilder ist unbestritten, und der erstaunlich billige Preis lässt sich nur durch die Worte des Herrn H. S. erklären, dass seine Firma in dieser Sache mehr ideelle als materielle Ziele ins Auge gefasst hat. Die Kunstblätter sollen „zur Stärkung des Deutschtums und der nationalen Gesinnung“ beitragen.

— Nach zweihundert Abstimmungen wählte der Schulrat von Milwaukee Herrn Carroll G. Pearse von Omaha zum Superintendenten der öffentlichen Schulen. Das Gehalt wurde von \$4000 auf \$6000 erhöht. Die Ereignisse vor der Wahl, zu denen der auf die Einladung des Schulrats erfolgte Besuch der beiden auswärtigen Kandidaten Pearse von Omaha und Blodgett von Syracuse gehört, vor allen Dingen aber die Wahl selbst, haben die Gemüter lange Zeit in Spannung gehalten. Alle Versuche, die Mehrheit der Stimmen auf einen Milwaukeeer Schulmann zu vereinigen, scheiterten an der sonderbaren Vorstellung von elf Schuldirektoren, das Heil der Schulen Milwaukees müsse

von auswärts kommen. Mit einem Blick in die Zukunft haben die Milwaukeeer deutschen Zeitungen die eindringlichsten Ermahnungen, den seitherigen verdienstvollen Inhaber des Amtes, Herrn H. O. R. Siefert, wiederzuerwählen, ergehen lassen. Auch den Beifall, der sich unter den vielen anwesenden Angehörigen des Lehrstandes jedesmal erhob, wenn sich Herrn Siefert's Aussichten bei der Stimmenabgabe zu verbessern schienen, haben die Herren Schuldirektoren nicht verstehen können. Keiner wankte, keiner wich. Endlich durchbrach der schwarze Ritter in der Person des genannten Herrn Pearse die acht tägige Wahlsperre. Herr P. hat sein Amt bereits angetreten; die besten Wünsche, er möge das auf ihn gefallene Vertrauen rechtfertigen, werden ihm von allen Seiten entgegengebracht.

— Dr. William H. Maxwell ist am 24. Februar vom Schulrat der Stadt Gross-New York auf weitere sechs Jahre mit einem jährlichen Gehalte von \$8000 zum Superintendenten der öffentlichen Schulen gewählt worden.

— Der Versuch der Trennung der Geschlechter an der Universität von Chicago soll erfolgreich gewesen sein. Sogar diejenigen Mitglieder des Lehrkörpers, die anfangs Gegner der Trennung der Studenten nach dem Geschlecht waren, haben erklärt, dass sie nach den gemachten Erfahrungen herzlich für die Sache einträten. — Die Northwestern University hat dieser Tage nun auch den Anfang gemacht, die männlichen von den weiblichen Studenten zu sondern. Vorläufig erstreckt sich die Trennung indessen nur darauf, dass man den „girls“ ein Plauderzimmer an einem Ende und den „boys“ eins an dem entgegengesetzten Ende einer langen Halle eingerichtet hat. Diese Massregel hat ihren Grund darin, dass sich die Professoren über das Betragen der jungen Leute während der Pausen zwischen den Vorlesungen wiederholt beklagt hatten.

— Der Verein männlicher Lehrer der Stadt New York hat nach monatelanger Beratung eine Reihe von Empfehlungen zur Hebung der Disziplin in den Schulen einstimmig angenommen. Er ersucht den Schulrat, die Regel zu widerrufen, nach welcher alle Schüler spätestens halb vier Uhr nachmittags entlassen werden müssen; ferner, dem Prinzipal unumschränkte Gewalt zu geben, einem Schüler das Recht des Schulbesuchs zeitweilig zu entziehen; drittens, die Macht des Prinzipals, wegen besonderer Fähigkeit in eine höhere Klasse oder wegen Unfähigkeit und Faulheit in eine niedere Klasse zu versetzen, ebenfalls unumschränkt zu machen; viertens, die Beratung über die Durchführung von Massregeln, Unverbesserliche und Schulschwänzer gesondert zu erziehen, zu beschleunigen; fünftens, schleunigst Vorkehrungen dafür zu treffen, dass geistig und sittlich Verkommene, Nervenschwache und Schlechternährte unter die Obhut eines besonders dazu geschickten Lehrers gestellt werden; sechstens, die Schulbevölkerung besser einzuteilen, um die überfüllten Schulen zu entlasten und die leeren Bänke in anderen Schulen zu besetzen; siebentens, solchen dem Lehrer unangenehmen Schülern, die einseitig befähigt sind und denen deshalb die gewöhnliche abstrakte Gedankenarbeit ein Greuel ist, Gelegenheit zu geben, in besonderen technischen Schulen sich zu entwickeln; achtens empfiehlt er Lehrern und Prinzipalen, mehr Gebrauch von der Stärke zu machen, die aus einem herzlichen Einvernehmen zwischen Lehrer und Eltern fließt, und endlich ersucht der Verein alle Prinzipale und Lehrer der ganzen Stadt, die vorgeschlagenen Reformen durchführen zu helfen, um dann, wenn möglich, ohne die Rute fertig werden zu können!

— Freude herrscht unter den Brooklyner Lehrerinnen! Der Schulrat hatte seiner Regel gemäss, die den weiblichen Lehrkräften das Heiraten verbietet, eine Lehrerin nach vollzogener Heirat entlassen, und die Lehrerin hatte darauf den Schulsuperintendenten, weil er ihr verboten, ihren Pflichten in der Schule weiter nachzukommen, verklagt. Sie hat die Klage gewonnen. Der Freibrief von Gross-New

York verbürgt eine gerichtliche Untersuchung der Anklagen vor der Entlassung und bestimmt die Gründe, weswegen eine Lehrerin entlassen werden kann, nämlich: Unfähigkeit, Gehorsamverweigerung, Unmoralität. Heirat sei unter diesen Gründen nicht angegeben, und der Schulrat könne keine Regel machen, die dem Freibrief der Stadt zuwiderlaufe, entschied der Richter.

— Nach einem für die „Ed. Review“ von F. W. Nash aus Manila, P. I., geschriebenen Artikel haben die Philippinen-Inseln jetzt 38 s. g. Hochschulen, von denen die meisten erst im letzten Jahre eingerichtet wurden, und 2000 Primärschulen. An diesen Schulen unterrichten 723 amerikanische Lehrer — 700 weniger als letztes Jahr — und ungefähr 3000 eingeborene Lehrer. Die Anzahl der eingeschriebenen Schüler ist 700,000, während der erste zuverlässige, kürzlich angenommene Schulzensus anderthalb Millionen unterrichtsbedürftiger Kinder allein in den christlichen Provinzen anführt. Der Generalsuperintendent der Erziehung schätzt, dass wenigstens 10,000 einheimische Lehrer und 850 aufsichtführende amerikanische Lehrer in den philippinischen Primärschulen tätig sein sollten.

So viele einheimische Lehrer sind indessen jetzt nicht vorhanden und werden auch in den nächsten Jahren noch nicht zu haben sein. Die Normalschule in Manila ist von 400 Studenten besucht, auch in Lingayen, und in Iloilo befinden sich Normalschulen. Aber sie alle genügen den Anforderungen nicht. Jedem Versuche, die Einrichtung der Schulen zu erweitern und zu verbessern, um dem Andrang der Einlass-Begehrenden zu genügen, steht die Armut der Bevölkerung hindernd entgegen.

In einzelnen Fällen hat ein einziger amerikanischer Lehrer die Schulen eines Gebietes mit einer Bevölkerung von 30,000, in vielen Ortschaften zerstreut, zu beaufsichtigen. In den Inseln Lyte und Samar kommt ein amerikanischer Lehrer auf je 27,000 Einwohner, in Bohol einer auf je 24,000, in Cebu einer auf je 21,000.

Im Laufe des Jahres kamen 14 Todesfälle unter den amerikanischen Lehrern vor: Vier Lehrer starben an der Cholera, vier an den Pocken, zwei wurden von Ladronen ermordet

und einer beging Selbstmord. 38 Lehrer mussten wegen Selbsterkrankung oder wegen Krankheit in der Familie ihre Stellungen aufgeben, 93 resignierten nach Ablauf des zweijährigen Kontraktes, 21 nahmen andere Stellungen an, und 50 wurden Kaufleute.

Herr Nash erzählt auch, dass die ansässige katholische Geistlichkeit den amerikanischen erzieherischen Bestrebungen eine Zeit lang beträchtlich opponiert habe, was aus der unrichtigen Auffassung der Ziele der Regierung der Ver. Staaten zu erklären sei. Diese Gegnerschaft sei heute beinahe verschwunden, und viele Kirchenschulen, die mit der erklärten Absicht gegründet worden seien, den Besuch der Regierungsschulen zu beeinträchtigen, seien wieder geschlossen worden. Viele der Padres gehörten jetzt zu den stärksten Stützen der amerikanischen Schule.

— Dr. David P. Barrows, der General-Superintendent der Schulen auf den Philippinen-Inseln, sagt in seinem Berichte an die Philippinen-Kommission, dass alle auf jenen Inseln gesprochenen Dialekte gemeinsamen malayischen Ursprungs seien. Ihr grammatikalischer Bau sei derselbe; ein Satz werde in jedem in derselben Weise gebildet. Der auffällige Gebrauch von Vor- und Nachsilben, die einer Sprache das eigentliche Gepräge geben, sei in allen gleich. Ausserdem gäbe es Wörter und Ausdrücke, die in allen Dialekten gleichbedeutend seien; man könne mit Leichtigkeit hundert gewöhnliche Wörter finden, die kaum von einander abwichen. Aber trotz des gemeinsamen grammatischen Baus seien die philippinischen Dialekte in ihrem Wortschatz so sehr verschieden, dass die Angehörigen zweier Stämme sich bei der einfachsten Mitteilung nicht verständlich machen könnten. Der gleichartige Bau der Dialekte erleichtere einem Philippino eines Stammes das Erlernen der Sprache eines andern Stammes; nichtsdestoweniger hätten die philippinischen Zungen während einer europäischen Herrschaft von mehr als drei Jahrhunderten und angesichts einer gemeinsamen Religion und trotz der beträchtlichen Wanderung und Mischung der verschiedenen Stämme ihre Eigenart erhalten. Nirgends sei ein Zeichen vor-

handen, dass die Dialekte sich mischten. Der Philippino hänge seinem heimischen Dialekte in seiner Reinheit an und gebrauche gebrochenes Spanisch, wenn er sich mit einem Philippino eines andern Stammes unterhält. Zum gemeinsamen Verkehr und zu Bildungszwecken braucht der Philippino—das sagt Dr. Barrows! — eine fremde Sprache. Aus den angeführten und aus anderen, praktischen, Gründen—Englisch sei die lingua franca des fernen Ostens, sagt Dr. Barrows — sei es weise, die englische Sprache zum Ausgangspunkt des öffentlichen Unterrichts auf den Philippinen zu machen.

— Südamerika. In Argentinien sind die neuen Lehrpläne in Kraft getreten. Nach diesen ist für das 5., 6. und 7. Schuljahr der Nationalkollegien, d. h. für diejenigen Klassen, die für die juristische, medizinische und mathematische Laufbahn vorbereiten, als einzige fremde Sprache das Deutsche vorgeschrieben, das in mindestens 6 Stunden wöchentlich gelehrt werden soll.

— Ein Verein deutscher Lehrer in Süd-Chili besteht seit einigen Monaten. Nach den vorliegenden Satzungen bezweckt der Verein unter Ausschluss aller konfessionellen und politischen Bestrebungen die Hebung der deutschen Schulen innerhalb seines Wirkungskreises und die Förderung der an ihnen angestellten Lehrer in Hinsicht auf ihren Beruf, ihre amtliche Stellung und ihre wirtschaftliche Lage. Der Verein gliedert sich in Ortsgruppen, deren jede mindestens vier Mitglieder zählen muss. Mitglied kann jeder Lehrer werden, der eine abgeschlossene Bildung in Deutschland genossen hat, seit mindestens einem Jahr in Süd-Chile eine Lehrtätigkeit ausgeübt und nicht durch eigenes Verschulden seine Stellung in der Heimat verscherzt hat. Doch können auch anderweitig vorgebildete Lehrer, die sich schon in der Praxis bewährt haben, Mitglieder werden.

— Deutsches Reich. Im Voranschlag für das Jahr 1904 hat die Reichsregierung den Fonds zur Unterstützung deutscher Schulen im Auslande auf 500,000 M. erhöht. Es ist damit in dankenswerter Weise die Bitte er-

füllt, die der Kolonialkongress 1902 auf Anregung des Allg. Deutschen Schulvereins an den Reichskanzler gerichtet hatte, der ja sein Verständnis und seine Teilnahme für das deutsche Auslandschulwesen wiederholt bekundet und schon bei der Aufstellung des Staatshaushaltplanes für 1903 eine Erhöhung des Auslandsfonds bewirkt hat. Wir machen, wie auch im vorigen Jahr, bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, dass diejenigen deutschen Auslandschulen, welche sich um eine Reichsunterstützung bewerben wollen, gut tun werden, ihre Anträge möglichst bald an das Auswärtige Amt in Berlin gelangen zu lassen. Um Rückfragen zu vermeiden und eine rasche Erledigung der Gesuche zu ermöglichen, empfiehlt es sich, die Gesuche durch Vermittlung der diplomatischen und konsularischen Vertreter einzureichen, in deren Amtsbezirk die unterstützungsbedürftigen Schulen sich befinden.

— Hervorragende Ärzte Deutschlands haben sich für den Fortfall des Nachmittags-Unterrichts ausgesprochen. Geh. Medizinalrat Dr. Eulenburg verlangt die Beseitigung als die dringendste schulhygienische Forderung, die von der öffentlichen Meinung nötigenfalls zu erzwingen wäre. Dr. Schmidt-Monnard in Halle fand folgende Kränklichkeitsziffern: a) Nur Vormittagsunterricht Knaben 13—25 Prozent, Mädchen 21—40 Prozent, b) Vor- und Nachmittagsunterricht Knaben 26—37 Prozent, Mädchen 30—45 Prozent. — Die Düsseldorfer Regierung hat durch einen Erlass angeregt, in Beratungen darüber zu treten, ob es sich empfiehlt, auch bei den Volksschulen die ungeteilte Unterrichtszeit einzuführen. Der Elberfelder Lehrerverein hielt zur Besprechung der Frage kürzlich eine sehr stark besuchte Versammlung ab, in der ausführlich die Vorteile und Nachteile der Unterrichtszeit für Schüler und Lehrer beleuchtet wurden. Es wurde folgende Resolution einstimmig angenommen: „Der Elberfelder Lehrerverein hält es aus pädagogischen, hygienischen und sozialen Gründen für wünschenswert, dass auch in den Volksschulen Elberfelds die ungeteilte Unterrichtszeit zur Einführung gelangt, und gibt sich der Hoffnung hin, dass die Schulverwaltung den

Gründen ihre Anerkennung nicht versagen und einer versuchsweisen Einführung der ungeteilten Unterrichtszeit zum 1. Mai dieses Jahres ihre Zustimmung erteilen wird.“ — Nachdem in Dortmund bereits in zwei Schulen ein ebenfalls günstig ausgefallener Versuch gemacht worden ist, geht man dort mit dem Plane um, zu Ostern an allen Schulen die ungeteilte Unterrichtszeit einzuführen. — Den Wert einer vernunftgemässen Körperpflege hat auch in besonderem Masse der deutsche Kaiser erkannt, der sich als eifriger Förderer alles Spiels und gesunden Sports zeigt, der aber auch erkannt hat, dass ohne die freie Zeit alle modernen hygienischen Bestrebungen für die Schuljugend auf dem Papier und wertlos bleiben und darum erklärte: „Was den Körper betrifft, so bin ich auch der bestimmten Ansicht, dass die Nachmittage frei sein müssen, ein für allemal.“

— Preussen. Ein Schülerheer von 223,818 Kindern steht in Berlin gegenwärtig unter Aufsicht der städtischen Schuldeputation; es verteilt sich auf 56 Schulanstalten, welche die Schulbehörde der Stadt Berlin beaufsichtigt, und 265 Anstalten, welche sie zugleich verwaltet. Das Gros der Kinder besucht die Berliner Gemeindeschulen, welche 258 an der Zahl, nicht weniger als 213,699 Kindern den Unterricht gewähren; dann folgen die 13 städtischen Realschulen mit 5,689 Schülern, die höheren Mädchenschulen mit 4234 Schülerinnen u. s. w. Auf Kosten der Stadtgemeinde werden 214,325 Kinder (einschl. der Zöglinge des Waisenhauses, der Taubstummen- und Blindenschule u. s. w.) unterrichtet. Das Gemeindeschulwesen allein erfordert einen Kostenaufwand von über 15 Millionen Mark pro Jahr; das sind 617,761 Mark mehr als im Vorjahre; für ein Kind zahlt die Stadt sonach 70,69 Mark (gegen 68,48 Mark im Vorjahre). Die städtischen Realschulen erheischten einen Zuschuss von 799,667 Mark (pro Kopf 140,56 Mark), ihre Einnahme belief sich auf 442,164 Mark.

— Sachsen. Nach einer Mitteilung der Regierung im sächsischen Landtag wächst die Bevölkerung in Sachsen jährlich im Durchschnitt um 82,905 Köpfe. Da sich die Schulkinderzahl auf 16 Proz. der Bevölkerung stellt, so sind, wenn

für je 100 Kinder eine Lehrkraft erforderlich ist, alljährlich 130 neue Klassen zu errichten. Die bestehenden Seminare sind nicht mehr imstande, diesen Mehrbedarf an Lehrern zu decken, weshalb die Regierung die Errichtung eines neuen Seminars verlangte. Der Landtag genehmigte die Errichtung eines solchen in Leipzig, ein im Hinblick auf die vielen Vorteile, die eine Grossstadt bietet, hochehrfreulicher Beschluss.

— Österreich-Ungarn. Die Stellung der Vereinslehrer des Deutschen Schulvereins ist eine recht traurige. Das gilt insbesondere dort, wo sich eine deutsche und eine slavische Schule in einem weltentlegenen, gewöhnlich deutschgewesenen Orte befinden. So wurde der deutsche Vereinslehrer in einer Ortschaft Böhmens im Verlaufe der Jahre zweimal gänzlich ausgeraubt. Unzähligemale wurde teils bei Nacht, teils bei Tage die Schule gestürmt, einigemal auch der Versuch gemacht, den Unterricht gewaltsam zu stören. Der betreffende Lehrer hatte 104 Gerichtsverhandlungen und 18 Kreisgerichtsverhandlungen, 9 Disziplinaruntersuchungen durchzumachen. Das genügt doch!

(A. D. L.)

— Italien. Von 364 italienischen Soldaten antworteten auf die Frage: Welches ist die Hauptstadt Italiens? 150 gar nicht oder falsch; mehr als 200 konnten die Hauptstadt der Lombardei nicht nennen. Welches ist der grösste Strom Italiens? 180 keine Antwort, andere der Nil, der Jordan. Von Garibaldi wussten 100 gar nichts, andere meinten, ein König, ein mutiger General, ein Garibaldianer. Man begreift, dass der Minister Orlando auf obligatorischen Unterricht dringt in einem Lande, wo der Lehrer täglich 40 Rp.

(Provinz Florenz), 30—20 Rp. (Mantua), 13 Rp. (Cuneo), ja 10 Rp. (Abruzzen) verdient. (Rp. ist die Abkürzung für Rappe, die volkstümliche Bezeichnung für Centime in der Schweiz; 5 Rappen also gleich 1 Cent.) (Journ. d. G.)

— Japan. Langjährigen Bemühungen ist es endlich gelungen, den Plan der Errichtung einer deutschen Schule in Yokohama der Verwirklichung nahe zu führen. Die Sammlungen für dieselbe hatten das schöne Resultat von nahezu 10,000 Dollar gleich 20,000 M. ergeben. Daraufhin ist von den Zeichnern, die zu einem „Deutschen Schulverein Yokohomo“ zusammengetreten sind, ein Ausschuss gewählt worden, zu welchem die bisher für diese Sache am meisten tätig gewesen Herren gehören. Dieser Ausschuss soll die Satzungen für den neuen Schulverein vorbereiten und die Wahl eines Schulrates in die Wege leiten, der aus 9 Mitgliedern bestehen soll. Ständig sollen zu demselben der deutsche Generalkonsul in Yokohama, sowie der Pfarrer der deutschen Gemeinde gehören. Auch soll der diplomatische Vertreter des Deutschen Reiches das Recht haben, den Sitzungen des Schulrates stimmberechtigt beizuwohnen. Die Schule soll Kindern deutscher Reichsangehörigkeit, sowie österreichisch-ungarischer und Schweizer Staatsangehörigkeit ohne Unterschied des Bekenntnisses offen stehen. Kinder anderer Staatsangehörigkeit sollen durch Beschluss des Schulrates aufgenommen werden können, doch soll ihre Zahl ein Viertel der Gesamtschülerzahl nicht überschreiten dürfen. Der Unterricht soll natürlich in deutscher Sprache erteilt werden. Die technische Leitung der Schule soll in den Händen des deutschen Pfarrers liegen.

IV. Vermischtes.

* Zweierlei „neue“ Rechtschreibung? Wie verlautet, will das österreichische Reichsministerium eine „leichter erlernbare“ Orthographie für die k. u. k. Militär-Bildungsanstalten zulassen. Das betreffende Buch soll im Privatverlag erscheinen. Die Offiziere werden sich also in Zukunft vom Zivil auch durch die Recht-

schreibung unterscheiden. Wäre eine grossartige Idee! (Fr. Schtzg.)

* Das Allerneueste! Aus Schmalkalden wird als Neuestes auf dem Gebiete der Schulhygiene gemeldet, dass in den dortigen Schulen jetzt Gurgelübungen vorgenommen werden müssen. In der Mädchenschule wurde am 15. Dezbr.

anno 1903 damit begonnen. Warum? Weil bei Halskrankheiten oft gegurgelt werden muss, und manche Kinder sich dabei dann recht ungeschickt anstellen. Auch die Eltern wissen oft nicht, wie sie ihre Sprösslinge dazu anleiten sollen. Also muss die Schule dran! Gurgeln. Gurgeln bis zur grössten Fixigkeit. Und das ist nicht der Laune eines Scholarchen entsprungen. Nein, die städtische Gesundheitskommission ist der Autor der Neuerung, und die städtische Schuldeputation hat den genialen Gedanken aufgenommen und in die Praxis übergeleitet. Man will eventuell der Diphtherie damit ein Schnippchen schlagen.

(Frankf. Schulztg.)

* Schule und Leben. Ein französischer Schulinspektor erzählt in seinem amtlichen Bericht an seine vorgesetzte Behörde einen bezeichnenden Zwischenfall von einer seiner Inspektionsreisen. Es war in der höheren Töchterschule einer grossen Provinzstadt. Er richtete an eine Schülerin die Frage, welche Art von Nährstoff ein Ei enthalte. „Stickstoffhaltigen Nährstoff,“ antwortete die Gefragte ohne Zögern. Er fragte eine zweite nach der Farbe verschiedener Haus- und Wildvögel. Auch darauf erhielt er fast durchweg zutreffende Antworten. Nun fragte er weiter: „Wie lange muss man ein Ei kochen lassen, um es pflaumenweich zu bekommen?“ Eine Schülerin wurde sehr rot, schwieg eine Weile und stotterte dann: „Eine halbe Stunde.“ Der Schulinspektor blickte unzufrieden, und wandte sich dann an die nächste. „Mindestens drei Viertelstunden!“ erwiderte diese zuversichtlich. Eine dritte meinte, ungefähr eine Stunde, und eine vierte, pflaumenweiche Eier würden überhaupt nicht gekocht. Gelehrt waren alle diese Mädchen und hatten sich mit moderner Bildung vollgesogen, aber ein Ei kochen konnte keines.

* Pariser Volksschulgeographie. Aus Paris wird der „Voss. Ztg.“ folgender Dialog aus einer dortigen Volksschule mitgeteilt: Die Lehrerin fragt ein kleines Mädchen über die verschiedenen Länder: „Was weisst Du von Deutschland zu sagen?“ — „O, das ist das Land, wo die deutschen Dienstmädchen herkommen, die guten Kuchen backen.“ — „Und von England?“ — „Dort essen die Leute Beefsteak und trinken Tee.“ — „Aber

die Russen, unsere Verbündeten?“ — „Die tragen Schafpelze, essen Talg und schmieren sich auch den Bart damit.“ — „Genug, setz dich.“

* Ueber Deutschlands kleinste Schule schreibt man aus Schleswig-Holstein: Weit draussen in den Wogen der Nordsee liegt die kleine Insel Nordstrandischmoor, einst durch eine Sturmflut von der grossen Insel Nordstrand abgerissen. Von Jahr zu Jahr schwindet das Eiland mehr und mehr, denn Wind und Wetter setzen ihm hart zu. Und mit dem Schwinden des Bodens geht Hand in Hand ein Schwinden der Bevölkerung. Vor 50 Jahren lebten dort noch 50 Menschen, jetzt nur 15. Fischerei und Viehzucht sind ihr Erwerb. Das stattlichste Haus auf der Insel ist das Schulhaus, und doch sind zur Zeit nur zwei Schüler vorhanden. 1836 wurde das Schulhaus erbaut, und eine ganz stattliche Schülerzahl hielt ihren Einzug. Danach nahm die Schülerzahl schnell ab und betrug 1898 bis 1903 gleich 0. Erst am 1. April d. J. wurden wieder zwei Kinder schulpflichtig, und sie unterrichtet ein Lehrer, der von der Insel Nordstrand besoldet wird.

* Zur Bedeutung der deutschen Sprache in Osteuropa. Der auf den Schauplatz des mazedonischen Aufstandes entsandte Berichterstatter der Petersburger „Nowosti“ berichtet diesem Blatte, er habe von Wien abwärts das Schiff der Donaudampfergesellschaft benutzt, und an Bord des Dampfers hätten sich unter den Mitreisenden Russen, Polen, Tschechen, Kroaten, Serben und Montenegriner, kurz die Angehörigen aller erdenklichen slawischen Stämme befunden. Aber als diese verschiedenen Vertreter des Slawentums unterwegs miteinander in Verkehr traten, bedienten sie sich insgesamt beim Gespräch der deutschen Sprache. Einer der am Gespräch teilnehmenden slawischen Brüder bemerkte unter allgemeinem Gelächter: „Die deutsche Sprache ist doch die allgemeine slawische.“ Und alle Slawen, die zugegen waren, stimmten ihm zu.

* Aus Schülerheften. Um den Drachen besser bekämpfen zu können, zog Struth von Winkelried eine eiserne Uniform an. — Sie setzten eine alte Spinnerin vor jedes Stadttor. Nun füllten sie sich sicher. — Ich habe mein obligatorisches

Vermögen auf der Bank (statt in Obligationen). — Die Römer bauten breite Strassen, damit die römischen Religionen (Legionen) darauf marschieren konnten. — Zu diesem Spiele (Schlagball) eignet sich am besten eine Wiese, deren Gras kurz abgeschnitten und nicht mit Bäumen bewachsen ist. — Die Mutter nahm ein Binsenkörbchen, legte das Knäblein hinein und bestrich es aussen und innen mit Pech. — Man nennt sie Schmarotzerpflanzen, weil sie auf andere Pflanzen hocken und ihnen den Saft entziehen. — Die Ameisen und Wespen durchlöchern die Äpfel und dann gehen sie zugrunde. — Das so gewonnene Kochsalz ist sehr unreinlich. — Eine Magd liess ein Seil aus der Burg. Mehr als 20 Jünglinge kletterten hinauf und eroberten sie mit Leichtigkeit. — Wir Kinder würden auf Weihnachten oder Neujahr gerne ein kleines Theaterstück auführen; aber wir haben leider keine passenden Bäumchen.

* Uebertriebene Ängstlichkeit. Der Pfarrer in Ockstadt bei Friedberg (Hessen) hat, wie die Mitteldeutsche Sonntagszeitung berichtet, angeordnet, dass beim Schlittschuhlaufen Knaben und Mädchen getrennt werden. Jedenfalls ordnet der Herr Pfarrer nächsten an, dass in seiner Gemeinde die einzelnen Familien entweder bloss Knaben oder Mädchen haben dürfen.

* Humor aus den Aufsatzheften: „Das Schaf erfreut uns auch nach dem Tode noch durch den

lieblichen Klang seiner Gedärme.“ — „Früher sind die Leute im hohen Alter gestorben: denn mit der ärztlichen Kunst war es noch nicht weit her.“ — „Walfische zeichnen sich durch ihr unhandliches Format aus.“ — „Lessings Gram über den Tod seiner Frau war ein so tiefer, dass er überhaupt erst nach Italien gehen musste, um dort die Wunden zu heilen, die ihm seine Frau geschlagen hatte.“ (Päd. Brosamen.)

* Eine französische Schulggeschichte. In Frankreich brauchen die Kinder nach dem Gesetz nur bis zum vollendeten dreizehnten Lebensjahre in der Schule zu bleiben. In einer Volksschule eines etwas wilden Pariser Viertels erhob sich nun dieser Tage mitten in der Stunde einer von den Jungen, packte seine Bücher zusammen, legte sie auf den Tisch des Lehrers, nahm seine Mütze und ging zur Tür. Die Uhr schlug eben halb drei.

„Was ist das, wo willst du denn hin?“ fragte der Lehrer.

„Herr Professor,“ erwiderte der Bengel ganz keck, „soeben bin ich volle dreizehn Jahre. Ich bin sogar“ — er sah nach der Uhr hinüber — „schon seit vier Minuten im vierzehnten, Sie haben also nach dem Gesetze kein Recht mehr auf mich.“

Sprachs und verschwand — der Professor und die Klasse waren sprachlos.

Gegen die Logik des Jungen, im Sinne des Gesetzes, ist nichts einzuwenden.

Eingesandte Bücher

A Guide for the Study of Goethe's Hermann und Dorothea by Ernst Wolf, E. Saginaw High School, and Warren W. Florer, University of Mich. George Wahr, Ann Arbor, Mich., 1904.

Plane Trigonometry by James M. Taylor, A. M., LL. D., Professor of Mathematics, Colgate University.

Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes. Bearbeitet von Dr. Wilhelm Poszkowski, Biblio-

thekar an der königlichen Bibliothek zu Berlin. Berlin, Widmannsche Buchhandlung, 1904.

Goethes Egmont. Edited with an introduction and notes by James Taft Hatfield, Professor of the German Language and Literature in Northwestern University. Boston, D. C. Heath & Co., 1904.

Note - Book to accompany Bergen's Text - Books of Botany or for general use in botanical laboratories of Secondary Schools by Joseph Y. Bergen. Boston, Ginn & Co., 1904. Price 90 Cents.